

ERWIN
BÄLZ

ERWIN BÄLZ

216
201
BAE

216
(295.1)
Bae

ERWIN BÄLZ

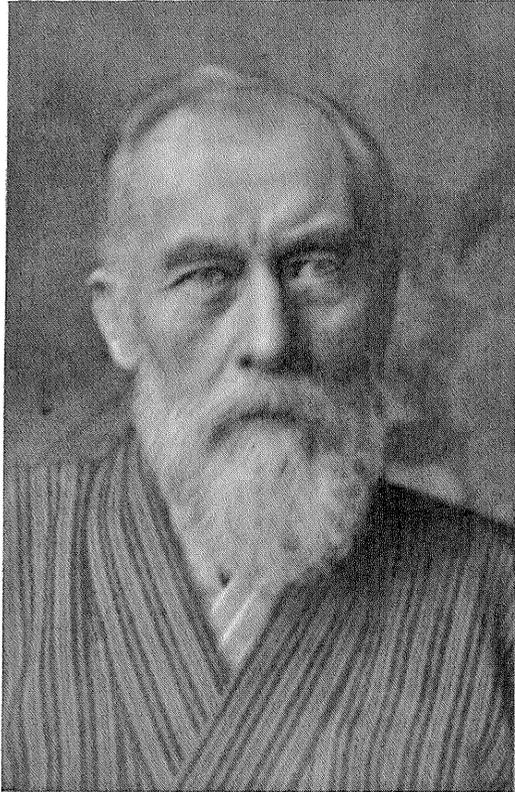
*Das Leben eines deutschen Arztes
im erwachenden Japan*

Tagebücher, Briefe, Berichte

herausgegeben

von

TOKU BÄLZ



Mit 28 Bildern

1 9 3 1

J. ENGELHORNS NACHF. STUTTGART

INHALT

Zum Verständnis	7
In der Heimat	15

IM GAREN UND WERDEN DES NEUEN JAPAN

Die fremde Welt	21
Die neue Heimat	87
Bis zur Beendigung der Lehrtätigkeit	133
Als freier Forscher nach Tonkin und Korea	191

VOM KAMPF DES NEU-JAPANISCHEN REICHES UM SEINE WELTGELTUNG

Der drohende Krieg	246
Japans Land und Volk im Krieg	278
In der Schweben zwischen den Entscheidungen	334
Auf dem Weg zur neuen Weltmacht: Dai Nippon	368
Heimkehr	411
Ausklang	425
Personenverzeichnis	442
Japanische Einrichtungen und Bezeichnungen	453
Bildernachweis	455

Vorbemerkung wegen der Aussprache

Für die Aussprache der japanischen Namen und Wörter genügt im Deutschen die allgemeine Grundregel:

Konsonanten wie im Englischen:

sh = sch, ch = tsch, z = ds, j = dsch.

also: Shogun = Schogun, choshu = Tschoschiu, Fuji = Fudschu

Vokale wie im Deutschen:

mit Ausnahme von ei. Dieser Laut ist kein Diphthong, sondern ein gedehntes e mit leichtem i-Auslaut.

Meiji nicht Maiji, sondern Mē-dschu

Betonung am besten möglichst *gleichmäßig*.

Es heißt: Tō-kyō, wobei kyō einen Laut bildet, nicht Toky-o

ZUM VERSTÄNDNIS

In feinen Aufzeichnungen erwähnt Erwin Bälz gelegentlich einer Rückschau über seine Tätigkeit in Japan, daß sein Leben trotz aller Anerkennungen wohl das Los des Mimen teilen werde, d. h. das Los von allen, deren noch so erfolgreiches Wirken ihrer Mitwelt galt, denen daher „die Nachwelt keine Kränze flicht“. Diese Selbstbewertung zeugt von feltener Einsicht. Denn obwohl Bälz ein nicht unbeachtlicher Forscher war, von dessen wissenschaftlichen Ergebnissen sogar einiges, meist allerdings ohne Kenntnis der Quelle, weitere Verbreitung fand, und obwohl er mit manchen seiner Anschauungen seiner Zeit vorausschritt, so daß sie heute nach einem halben Jahrhundert fast modern anmuten, so ruhte trotz allem das Schwergewicht seiner Tätigkeit nach seinen eigenen Angaben in der Eigenart der „Anwendung“ der Forschungsergebnisse, also: in der unmittelbaren Gegenwart. Welch große Bedeutung aber seinem Wirken hierin beigemessen wurde, bezeugen allein schon die Tatsachen, daß seine Schüler ihm noch zu Lebzeiten ein Denkmal errichteten, daß er von Japan die für einen Fremden höchstmögliche Auszeichnung erhielt, dieselbe wie japanische Generale und Admirale für die das Schicksal ihres neuen Reiches entscheidenden Siege. Ein derartig erfolgreiches Einwirken auf die Mitwelt ist jedoch nur denkbar, wenn hinter diesem eine ganze und kraftvolle Persönlichkeit stand. Und tatsächlich wird von allen, die mit ihm in Berührung kamen, gerade diese Seite seines Wesens hervorgehoben.

Ein ausgesprochener Gerechtigkeitsinn und eine tiefe Güte wird Bälz nachgerühmt, oder wie einer seiner Freunde es bezeichnete, „ein intensives Gefühl der Barmherzigkeit für seine leidenden Mitmenschen“. In dieser wahrhaften Humanität lag tief seine innere Bestimmung zum Arzt begründet.

Charakteristisch an ihm war aber dabei die geradezu

strotzende Vitalität seiner Natur und, das ist das Besondere an ihm, eine gleichzeitige kühle Objektivität seines Verstandes. Dort wo sein Temperament und Geist auf dem Boden der Vernunft ihren Ausgleich finden, liegt seine Stärke — seine Schwäche jedoch, wenn die beiden Pole zu inneren Spannungen oder Schwankungen führen. Aber gerade diese seltsame geistig-physische Mischung gibt seinem Wesen das so eigenartige Gepräge, dem jugendlichen Professor eine merkwürdige Reife und dem reifen Gelehrten eine reizvolle Jugendlichkeit und verleiht seinen oft recht objektiven Urteilen eine stark subjektive Formung. Kind der naturwissenschaftlichen Epoche, dies noch beruflich unterstrichen, ist er in seinen Anschauungen absolut real fundiert, seine Orientierung jedoch ist ideal. Bei Schilderungen von Beobachtungen fast minutiös exakt, überschaut er mit ausgeprägter Intuition große Zusammenhänge. So ist er ein großer Anreger und mehr noch ein geborener Synthetiker. Denn zusammenfassen und überschauen, was irgendwie möglich, ist sein grundsätzliches Streben. Darin allerdings steht er in schroffem Gegensatz zu seiner Zeit des überzüchteten Spezialistentums, und darin ist sie ihm und er ihr fremd geblieben. Aus diesem inneren Unverständnis zieht sich zuweilen ein leiser Schatten der Resignation über sein sonst so aktives Leben.

Über seine Tätigkeit als praktischer Arzt wird berichtet: „Er war einer der größten Kenner des japanischen Landes und hat einen solchen Ruf sich erworben, daß er immer bei den schwierigsten Krankheitsfällen japanischer Großkaufleute und Fürsten zugezogen wurde. — Und obgleich es in der Hauptstadt an englischen Ärzten durchaus nicht mangelte, war doch der Deutsche der Arzt der englischen Gesandtschaft. — Sein Meisterstück an Erkennung und Heilung einer schwierigen Krankheit hat er an dem jetzigen japanischen Kaiser (Taisho-Tenno)* vollbracht, als dieser noch Kron-

* regierte 1912—1926

prinz war“*. Die Folge davon war seine Ernennung zum persönlichen Arzt der kaiserlichen Familie.

„Doch weit über die Grenzen des Fachgebietes ging die Wirkung seiner Persönlichkeit. Nicht nur als praktischer und theoretischer Mediziner und Lehrer, nicht nur als erster und anerkannter anthropologischer Forscher des fernen Ostens, vielmehr als eifriger Berater und Mitarbeiter hat er an dem jäh entstehenden Neubau der europäischen Kultur in dem damals noch kaum bekannten Japan sich ein volles Menschenalter hindurch betätigt. Einer seiner Freunde bezeugt ihm, daß die herzliche Sympathie, die er jederzeit den Japanern, ob vornehm oder gering, entgegengebracht hat, ihm ermöglichte, seine persönliche Tüchtigkeit für Japan in so hohem Maße fruchtbar zu gestalten, wie es wohl keinem andern fremden Beamten oder Gelehrten in japanischen Diensten gelungen ist“**.“

Was er hier an Anregungen auf den verschiedensten Gebieten gab durch Einführung von Neuerungen und durch sein energisches Eintreten für die Wiederbelebung altjapanischer Werte, blieb der Öffentlichkeit vielfach unbekannt. Es sei hier lediglich vermerkt, daß erst auf sein Betreiben hin seine Studenten in der Geschichte ihres eigenen Landes unterrichtet wurden. Denn zu Beginn der neuen Ära in Japan war die möglichst rasche Aneignung alles Fremden die allgemeine Lofung. So bot sich damals auch das einzigartige Schauspiel, daß aus Übereifer die Hochschüler buchstäblich sich zu Tode arbeiteten. Diesem Unheil zu begegnen, empfahl Bälz die altheimischen Kampfmethoden als Gymnastik einzuführen. Als er hierbei auf Widerstand stieß, begann er kurzerhand selber mit dem japanischen Bogenschießen und als erster Fremder wurde er Schüler des Meisters Sakakibara in Kenjitsu, der japanischen Fechtweise. Auch war er es, der das Schwimmen erst „gesellschaftsfähig“ machte und vor allem das heute weltbekannte, dazumal jedoch fast vergessene Jiujitsu zu Ehren brachte.

* Otto Schmiedel: Die Deutschen in Japan. ** Prof. Karl Florenz in der Gedächtnisrede bei der Totenfeier für Erwin Bälz in Tokyo

An dieser intensiven europäischen Befruchtung Neujapans waren jedoch gleichzeitig auch Gelehrte aus der ganzen abendländischen Welt beteiligt. So trat Bälz mit ihnen bald in enge Berührung. Gleichzeitig verband ihn ein reger Verkehr mit Vertretern aller Nationen und Rassen aller Gesellschaftskreise. Mit manchen unter ihnen blieb er dauernd in freundschaftlichen Beziehungen. Denn Bälz war in seiner ganzen Geistigkeit übernational, während er allerdings für das internationale Entwurzeltsein nicht das geringste Verständnis besaß.

Aus diesem Grunde war und blieb er auch stets ein bewußter und aufrechter Deutscher. Als solcher erkannte er von seiner fernöstlichen Warte aus ebenso schmerzlich wie klar die ungeliebten Verflechtungen, in die sich Deutschland verstrickte und ahnte seinen drohenden Zusammenbruch voraus. Hier bilden seine Aufzeichnungen ein ebenso charakteristisches wie bedeutungsvolles Zeugnis des Auslandsdeutchtums der Vorkriegszeit.

Doch Bälz war nicht nur einseitig ein Gebender, er hat sich stets auch als ein Empfangender betrachtet. Willig nahm er die reichen Eindrücke der fremden Welt in sich auf und reichte sie seiner Heimat weiter zum richtigen Verständnis des Ostens, unablässig sich darum mühend in Wort und Schrift.

Die hier vorstehend wiedergegebenen skizzenhaften Andeutungen dürften immerhin schon genügen, zu dem Eindruck, daß die Bälz zuteil gewordenen Anerkennungen faktisch begründet waren und daß hinter seinem Wirken ein Mensch stand mit einer Vielseitigkeit und gleichzeitigen Fähigkeit zum Umfassenden, der die bunte Überfülle der Gefühniffe und Gestalten in sich verarbeitete und widerstrahlte: eine Persönlichkeit von einer seltenen Totalität.

Eine solche Gestalt neu zu beleben, mußte an sich schon gerechtfertigt erscheinen. Aber ein weiterer wesentlicher Gesichtspunkt war hierbei noch maßgebend. Der in den Aufzeichnungen festgehaltene Zeitspiegel stellt ein welt- und kulturgeschichtliches Unikum dar, ein viel zu wenig bisher beachtetes historisches Kapitel der Neuzeit.

Als letztes unter allen Kulturvölkern tritt Japan in den abendländischen Gesichtskreis, und als erstes und heute noch einziges unter den nichteuropäischen Staaten erringt es aus den mittelalterlichen Zuständen erwachend in kaum mehr als einem Menschenalter — es sind genau 37 Jahre — eine in der Welt unbestrittene Großmachtstellung zu Wasser und zu Land. Ein solcher Vorgang ist nicht anders als ein historisches „Phänomen“ zu bezeichnen, und es sollte keine Gelegenheit verfäumd werden, auf diese bei der heutigen zeitlichen Nähe und räumlichen Ferne noch kaum richtig verstandene Bedeutung hinzuweisen.

Von noch betonterem Interesse aber ist dieses Geschehen, da es gleichsam den Auftakt zu dem Erwachen des gesamten Ostens, ja aller nichteuropäischen Staaten überhaupt bedeutet. Und gerade bei der heute auch in Europa tief empfundenen inneren und äußeren Krise der abendländischen Welt, insbesondere in Deutschland selbst, dürfte es nicht unangebracht erscheinen, zu erforschen und zu erkennen, welche Kräfte und wie diese solches vermochten.

Über diese Epoche, die mit dem Namen des japanischen Kaisers Meiji bezeichnet wird, bilden die Aufzeichnungen von Bälz ein einzigartiges Zeitdokument, wie nichts Ähnliches in dieser Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit bisher existierte. Sie gewähren einen Einblick in das eigentliche Werden Dai-Nippons, d. h. des Groß-Japanischen Reiches, und zeigen, wie der Weg trotz mancher Schwankungen und Irrungen unter der zielbewußten Führung energischer Männer zu schließlichen Erfolgen führte. Dies geschieht in so unmittelbarer Form, daß gewissermaßen unter den Augen des Lesers sich alles Geschehen zur Geschichte verdichtet.

Vorstehende Gesichtspunkte waren für den Herausgeber richtunggebend bei der Auswahl des Stoffes. An solchem standen zur Verfügung die täglichen Aufzeichnungen von Bälz über eine geraume Zeit, eine Anzahl Briefe, Berichte seiner Schüler und mündliche Mitteilungen, ferner Gelegenheitschriften, Vorträge in Druck und Konzept, und nicht

zuletzt verschiedene wissenschaftliche Werke und Abhandlungen.

Die hier in erster Linie in Frage kommenden Aufzeichnungen enthalten leider an sich schon große Lücken, zudem aber gingen ganze Jahrgänge verloren. Oft stellen sie nichts dar als Stichwortartige Notizen. Ein Vergleich von Stellen, wo derselbe Gegenstand gelegentlich eine spätere ausführliche Darlegung erfuhr, läßt erkennen, was hier leider nicht steht; bezeichnend genug, daß seine wichtigsten Arbeiten überhaupt nicht oder nur mit wenigen Worten oder Sätzen Erwähnung finden. Viel, sehr viel ist ungefragt geblieben.

Was demnach vorlag, waren lediglich Bruchstücke. Aus diesen in sich unterschiedlich beschaffenen Materialteilen und -teilchen galt es nun, das Bild der Persönlichkeit und der Zeit zu gestalten, und zwar nicht retrospektiv und deskriptiv, zumal eine solche Darstellung schon vorlag*, sondern durch eine Rekonstruktion der Gegenwart selbst in ihrer unmittelbaren Lebensnähe und -fülle, also gewissermaßen eine „Lebensgeschichte in Selbstzeugnissen“. Daß dabei kein Gemälde entstehen konnte, lag in der Natur der Sache und nicht in der Absicht des Herausgebers. Um so mehr war er bemüht, bei aller Mannigfaltigkeit des Stoffes über das Fragmentarische hinaus wenigstens die Wirkung einer „Skizze“ zu erzielen.

Aus eben diesem Grunde wurde auch der zunächst fremd anmutende skizzenhafte Charakter der Aufzeichnungen, ja auch der im Original zuweilen eintretende Stilwechsel bewußt beibehalten, auch die Systemlosigkeit, die durch die Natur des Wechsels der täglichen Ereignisse bedingt, hier zum System wird. Das Bewußte liegt lediglich in dem mosaikartigen Aufbau. Und nur von hier aus kann sich das Verständnis dem Leser erschließen, der sich dem Reiz eben dieser Eigenart völlig überläßt und die bunte Mannigfaltigkeit der oft knappen Aus- und Eindrücke zwanglos in sich aufnimmt, bis

* Felix Schottländer, Erwin von Bälz. Stuttgart 1928, herausgegeben vom Deutschen Auslands-Institut

sich die einzelnen Züge immer mehr ergänzen und schließlich doch zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Verkehrt jedoch ist es, da sinnstörend, wollte einer sein besonderes Augenmerk auf eine straffe zeitliche Folge legen, die hier lediglich als äußerer Kitt dient, und irgendeine Art von System einer thematischen Darstellung suchen.

Eine Bearbeitung fand lediglich insofern statt, als einige spätere Abhandlungen sich zwanglos in das Präsen zurückübertragen ließen und Wiederholungen zusammengefaßt wurden. Im übrigen bestand die wesentliche Aufgabe in einem weitgehenden Ausscheiden allen Beiwerks. Insbesondere wurden private und vertrauliche Angaben nur insofern berücksichtigt, als sie zur Aufhellung gewisser Züge von Bälz selbst dienen mußten oder wo kennzeichnende japanische Eigenschaften nicht anders veranschaulicht werden konnten. Ergänzende Bemerkungen wurden nur da eingeflochten, wo fühlbare Lücken vorlagen. — Erwähnt sei noch bei dieser Gelegenheit, daß bei der hier folgenden Darstellung der „Forscher“ in Bälz allzusehr in den Hintergrund tritt; doch mußte auf eine Wiedergabe wissenschaftlicher Abhandlungen verzichtet werden. Eine dahingehende Würdigung muß einer späteren Veröffentlichung vorbehalten werden.

Bezüglich der inhaltlichen Beschaffenheit der Aufzeichnungen bleibt noch zu klären, warum eine stark kritische Stellungnahme den Ereignissen gegenüber in den Vordergrund tritt, den deutlichen wie den japanischen, also gerade den beiden Ländern gegenüber, mit denen Bälz innerlich am nächsten verbunden war. Dies mag doppelt auffallen, da er selbst des öfteren seine grundsätzliche Ablehnung gegen jedes „Schimpfen und Nörgeln“ hervorhebt. Und doch liegt dies tief in der Natur seiner Stellung begründet, und in diesem Zusammenhang sei noch zum Schluß auf eine besondere Eigenheit von Bälz hingewiesen.

Jeder, der nicht nur als wohlwollender Förderer, sondern als überzeugter Mittler zwischen in sich verschiedenen Kulturen steht, erlebt die tiefe Tragik, die in dieser Aufgabe ruht.

Er leidet an der inneren Spannung ihrer Zwieheit und er befindet sich daher dauernd in einer gewissen wechselseitigen Abwehrstellung. Und Bälz gehörte seinem ganzen Wesen nach, bei seiner Verwachsenheit mit der Heimat und seinem gleichzeitigen Hingezogensein zur Fremde zu dem kleinen Kreis jener geborenen Mittler. Aufs schmerzlichste empfand er den Kenntnismangel und die Verständnislosigkeit für die fernöstlichen Verhältnisse in der Heimat und immer wieder trat er für „sein“ Japan ein, wie nicht minder entschieden drüben für sein Deutschland.

Doch nicht nur zwiespältig, auch fruchtbar wirkte eben diese Aufgabe auf seine Denkart. Denn gerade das, was Bälz als einen stillen Vorwurf mancherseits empfand, daß nämlich durch seinen jahrzehntelangen Aufenthalt in der Fremde „seine geistige Parallaxe sich verschoben habe“, gerade das muß als ein wesentlicher Gewinn erachtet werden. Denn erst diese Tatsache eröffnet ihm zwischen den zwei fernsten Kulturfluchtpunkten eine Weite des Blickfeldes und damit ein zeitperspektivisch richtigeres Bild. Aus diesem erleichterten Sehvermögen der Zusammenhänge resultiert zuweilen die auffallende Wachheit seines Urteils, bis zu einem Vorausahnen künftiger Ereignisse. Hierin aber liegt auch sein oft streng erscheinender, meist jedoch sachlich motivierter Standpunkt allen Zeitgeschehnissen gegenüber begründet. Denn gerade in dieser Sphäre des Kritisch-Sichausdrückens löst sich gleichsam die Spannung der Polarität seiner Persönlichkeit.

Immer aber schwingt die tiefe Liebe zu seiner Heimat mit und die aufrichtige Zuneigung zu dem Lande, dem er seine besten Jahre gewidmet hat. Mögen diese Gefühle durch die hier folgenden Aufzeichnungen sich weiterhin mitteilen und zu dem Verständnis beitragen, um das er in Wort und Tat sich sein Leben lang mühte, und möge in diesem Sinne sein Geist über die Gebundenheit seiner Gegenwart hinauswirken.

Stuttgart, Herbst 1930

Toku Bälz

IN DER HEIMAT

1849—1876

1849 wurde Erwin Bälz in dem schwäbischen Landstädtchen Bietigheim geboren. Mit zwölf Jahren kam er aufs Lateingymnasium in die damalige „Residenz“ Stuttgart. Schon hier zeigte er äußerst lebhaftes Interesse für alle naturwissenschaftlichen Gebiete. Dieses verbunden mit einem ausgesprochenen Gefühl der Hilfsbereitschaft für seine Mitmenschen läßt bereits in dem Knaben den festen Entschluß reifen, keinen andern als den ärztlichen Beruf zu ergreifen. Daneben hegt er noch eine auffallende Vorliebe für alles, was mit der fernen Welt zusammenhängt, für ihre Geographie, Geschichte und Kultur und zeigt besondere Begabung für fremde Sprachen.

Mit siebzehn besteht er als einer der ersten die Reifeprüfung und immatrikuliert sich als stud. med. in Tübingen. Aus Überzeugung tritt er den Germanen bei, die noch den burschenschaftlich großdeutschen Traditionen huldigen. Den Feldzug 1870 macht er als Feldunterarzt mit, bekämpft eine schwere Dysenterie-Epidemie unter äußerster Aufopferung, bis er schließlich selbst von einem heftigen Anfall fast weggerafft wird.

1872 promoviert er in Leipzig summa cum laude. Und erst dreiundzwanzigjährig ist er schon erster Assistent an der dortigen Universitätsklinik und bald auch stellvertretender Dozent für Wunderlich, dem damals ersten Kliniker Deutschlands.

Daneben erweitert er seine Kenntnisse über die Kulturen ferner Völker, spricht Französisch, fließend Englisch, liest Dante und Don Quichote im Original. Mit fünfundzwanzig kennt er außer dem größten Teil von Deutschland und der Schweiz, Wien, Rom, London, Paris aus eigener Anschauung mit all ihren Kultur- und Kunstschätzen.

Da greift ein Zufall schicksalhaft in sein Leben ein und gibt diesem die ihm wesenhaft vorbestimmte Richtung durch

die glückliche innere Verbindung seiner beruflichen Tätigkeit mit der Erfüllung seines heißen Wunsches nach dem Erkennen fremder Völker und Länder.

Es war im Jahre 1875. Eines Tages kam ein japanischer Beamter in seine klinische Pflege. Dem einsamen Fremden widmete er eine teilnahmevolle Behandlung und bekundete reges Interesse für seine ferne Heimat. Gerührt und eingenommen von seiner Güte und seinem Interesse frug ihn sein Patient, ob er nicht Lust habe, das Land selber kennen zu lernen und empfiehlt ihn warm seiner Behörde. So erhielt der Sechszwanzigjährige eine Berufung als ordentlicher Professor der inneren Medizin an die erst fünf Jahre zuvor gegründete medizinische Akademie zu Yedo-Tokyo.

Über diese Zeit berichtet das Tagebuch:

1. Januar 1876.

Am letzten Tage des Jahres erhielt ich eine Nachricht, die für meine ganze Zukunft entscheidend ist. Die japanische Regierung ist mit meinen Bedingungen für die Berufung nach Tokyo einverstanden.

So trete ich in das neue — bald auch mein 27. Lebensjahr, mit dem Bewußtsein, einen Stellungswechsel um die halbe Erde anzutreten. Ich bin mir nicht im Zweifel, daß ich den sicheren, mir bisher so hoffnungsreichen Boden der Heimat gegen ein ungewisses Schicksal eintausche. Und doch — ich schwankte nicht einen Augenblick. Da nun die Entscheidung gefallen ist, fühle ich in mir völlige Ruhe — ja eine starke Freude. Denn es steht mir ein Ereignis bevor: die eigentliche Erfüllung meiner fehnlichsten Wünsche. Dann auch bin ich berufen, an der Verbreitung und Vertiefung der abendländischen Kultur unter einem begabten, wißbegierigen Volke mitzuwirken in meinem Teile.

Berlin, 3. Januar 1876.

Unterzeichnete heute den Vertrag, den mir Herr Shinzo Aoki, der kaiserlich japanische Gesandte, vorlegte.



ERWIN BALZ

um 1876

1. Anstellung an der Kaiserl. Medizinischen Akademie zu Yedo-Tokyo als Lehrer der Physiologie und der inneren Medizin.
2. Dauer zwei Jahre.
3. Gehalt 16 200 Mark, auszahlbar in Monatsraten in Gold.
4. Freie Hin- und Herfahrt. Freie Wohnung.
5. Freie Praxis.

Nun benütze ich die mir noch zur Verfügung stehenden beiden Monate zu wissenschaftlichen Arbeiten, um im März meine Habilitationsvorlesung als äußeres Zeichen meiner schon lange geübten Lehrtätigkeit zu halten.

Leipzig, 30. März 1876.

Abchied auf Abchied, von Freunden, Kollegen, Familien, auch von Schwestern, treuen Helferinnen im beschwerlichen Amt.

Bahnhof, wehende Tücher, und ich halte einen Strauß Mai-blumen und Rosen in der Hand.

Eine denkbar schöne Zeit liegt hinter mir. Ein seltenes Gefühl des Befriedigtseins und der Liebe zur Arbeit erfüllte mich. Mit einer Anzahl echter Freunde im geistigen und gefelligen Verkehr, in einem Verhältnis Vorgesetzten und Untergebenen gegenüber, wie nicht besser zu wünschen, in freier Ausübung der Lehrtätigkeit, zu der mich immer lebhaftige Neigung hinzog, genoß ich ein Leben, glücklich, wie es mir nicht bald wieder erscheinen mag. Wird mich nicht so manchesmal im fernen Infelreiche Heimweh überkommen? — Vorüber!

2. April 1876.

2 Uhr 45 früh schwerer, herber Abchied von den teuren Eltern. Der Mutter Worte werden mich stets in der Fremde geleiten.

An dieser Stelle, ehe Bälz den ihm neuen Wirkungskreis in der Fremde betritt, ist es wohl angebracht, auf seine ärztliche Geltung in der Heimat hinzuweisen. Dies ist für eine fachliche und gerechte Beurteilung seines Könnens erforderlich. Denn in manchem mit den Verhältnissen nicht vertrauten Beurteiler kann nur allzu leicht der Eindruck entstehen, als seien die Erfolge von Bälz im fernen Osten, zumal in Anbetracht seines jugendlichen Alters, wesentlich einfacher zu erringen gewesen als in der Heimat. Aber das Außergewöhnliche seiner Fähigkeiten und seiner Stellung findet sich schon in Deutschland voll ausgeprägt und nicht erst in Japan.

Denn daß sein Lehrer Wunderlich, der heute geradezu als einer der Begründer der modernen deutschen Medizin gilt und zu seiner Zeit den überragenden Ruf als des bedeutendsten Klinikers genoß, daß dieser den erst Dreiundzwanzigjährigen zu seinem ersten Assistenten, ja teilweisen Stellvertreter ernannte, ist wohl bezeichnend genug. Der später bekannte Professor Strümpell berichtet in seinen Erinnerungen: „Da Wunderlich selbst damals nur noch ausnahmsweise einmal auf eine der ‚chronischen Abteilungen‘ kam . . ., mußte ich mich selbst langsam in meine neue schwierige Aufgabe einarbeiten, doch hatte ich hier einen stets hilfsbereiten Berater in Wunderlichs damaligem ersten Assistenten E. Bälz, der freilich bald darnach als Professor der inneren Medizin nach Tokyo berufen wurde . . . Manche anfängliche, von Bälz verbesserte Fehler von mir haften noch jetzt in meiner Erinnerung.“

Dieser letzte Satz bezeugt die eindrucksvolle Stärke seiner Lehrweise, die ihm auch alle seine japanischen Schüler dankbar nachrühmen. Einer von ihnen berichtete, als er später in Berlin sein Studium ergänzte, daß die japanischen Studenten nirgends so viel gelernt hätten als in der Poliklinik von Bälz. — Und so ist es nicht weiter erstaunlich, daß bei der offenkundigen Begabung seines Assistenten zum Lehrberuf Wunderlich ihm mit der Zeit sogar die Stellvertretung seiner Vorlesungen übertrug, erstaunlich aber immerhin, daß sich die Studenten zahlreicher zu dem jungen Dozenten drängten

als zuvor zu seinem Meister. Bälz selbst erzählte einmal in feiner ruhigen Weise, daß dies eine der schönsten Freuden seines Lebens gewesen sei.

So stand dem jungen Arzt und Gelehrten schon in der Heimat eine selten aussichtsreiche Zukunft offen. Demgemäß sind denn auch seine Erfolge in Japan nicht Ergebnisse zufälliger günstiger Umstände, sie sind vielmehr die natürliche Folge von solchen in Deutschland. Ja man geht nicht fehl in der Annahme, daß gerade unter den dortigen so vollkommen anders gelagerten Verhältnissen von Land und Menschen, er sich erst neu die Fundamente für seine Sonderstellung schaffen mußte, und daß diese Aufgabe die seltene Verbindung von hoher Elastizität in den Anschauungen und beharrlicher Ausdauer in der Arbeit verlangte.

Zunächst galt es für ihn, hier die noch völlig unerforschten physikalischen wie soziologischen Momente, wie Klima und Bäder, wie Wohnung, Kleidung und Nahrung in ihrem andersartigen Einfluß auf die Krankheiten zu klären. So studierte er denn auch logischerweise zuerst den gefunden japanischen Menschen von Grund aus, um durch ihn den kranken verstehen zu lernen. Was er alles auf diesen verschiedenen Gebieten tat, und mit welcher Gründlichkeit er dies tat, bezeugen seine Arbeiten, bezeugt jede Seite seiner Lehrbücher. Aber seltenerweise, und gerade im Gegensatz zu der allgemeinen Annahme, wollte ihm trotz aller intensivsten Arbeit seine Geltung in der Fremde nicht in der gleichen Raschheit gelingen, wie er es von der Heimat gewohnt war. Nach einem Jahrzehnt seines Aufenthaltes findet sich die charakteristische, von einer leisen Ungeduld zeugende Bemerkung: „Man kommt hier nicht so recht vorwärts.“ Und wenn ihm dies dennoch immer mehr gelang, so gehörte eben über das Maß hervorragenden ärztlichen Könnens das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit dazu, um mit der Zeit jenen Grad von Vertrauen in allen Kreisen eines fremden Volkes sich zu erwerben, der die Vorbedingung bildete für sein schließlich so erfolgreiches Wirken.

IM GÄREN UND WERDEN DES NEUEN JAPAN

DIE FREMDE WELT

1876—1880

Tokyo-Yedo, den 9. Juni 1876.

Meine Lieben!

Vorgestern früh bin ich nach zweimonatiger Fahrt im Hafen von Yokohama angelangt und möchte Euch kurz meine ersten Eindrücke berichten.

Zunächst war der Eintritt in das Land meiner Bestimmung recht wenig angenehm, so ganz anders, als ich ihn erwartet hatte. Kein Dolmetscher, kein Beamter der japanischen Regierung, wie in Berlin versprochen worden war, kam mich abzuholen. Ja nicht einmal Boote legten an, mich ans Land zu bringen. Bis gegen Mittag wartete ich voller Ungeduld. Da jedoch immer noch keine Aussicht bestand, aus meiner Gefangenschaft erlöst zu werden, wandte ich mich an einen japanischen Zollbeamten, der gelangweilt auf dem Deck auf- und abschrift. Dieser junge Mann hatte eine leise Ahnung vom Englischen. Als endlich sein Boot anlegte, beauftragte er dessen Führer, mich sowie mein Gepäck ans Land zu bringen. Nachdem nicht ohne große Mühe alles glücklich in dem primitiven Nachen verstaute war, betrat ich nach etwa zehn Minuten erstmals den Boden Japans — aber wie?! Durchnäßt bis auf die Haut! Ich gestehe, daß ich diese Art des Willkommgrußes nicht gerade als günstige Aufpizien ansah, aber schließlich kann man selbst auch für solche Dinge eine euphemistische Deutung finden, gleich Wilhelm dem Eroberer.

Kaum war ich dann dem Boot entstiegen, da stürzten sich auch schon aus einer Bude, wo sie sich vor dem Regen ge-

borgen hatten, ein halbes Dutzend halbnackter Kerle auf mich. Zunächst begriff ich ihre Absicht nicht, da alle gleichzeitig gestikulierend auf mich einschrien. Als sie jedoch Stangen und Stricke herbeischleppten, merkte ich — nicht daß ich geprügelt oder gebunden werden sollte —, sondern daß ich Gepäckträger vor mir hatte. In der irrigen Voraussetzung, wie ich es jetzt schon sah, daß man mit Englisch überall sich verständlich machen könne, hatte ich immer gefragt: „English? — Nobody speaks english?“ Jetzt auf einmal, als ich das Wort „Customhouse“ vorbrachte, sprach plötzlich einer das große Wort gelassen aus: „Pay money!“ und streckte die Hand aus. Also vor auszahlen! Ich wußte zur Genüge, wie sehr man gewöhnlich in der Fremde betrogen wird. Aber was sollte ich machen! Ich war gänzlich in der Gewalt dieser Gefellen. Ich zahlte also den verlangten halben Dollar. Und nun trotteten sie vorwärts, zu zweien, meine ganzen Habseligkeiten an Stricken aufgehängt an einer Stange balancierend. Nach hundert Schritten: Halt! Ein Europäer tritt aus einem Torhäuschen, fragt auf französisch, wohin. — „A la douane!“ — „Passez!“ — Wieder hundert Schritte, in einen Hof, rechts eine große Halle mit zahllosen Collis, links ein kleines Haus. Halt! Ich trete in ein kleines Zimmer. Darin kauern sechs bis acht Japaner schreibend, stempelnd: Zollbeamte. Keiner spricht auch nur eine europäische Sprache. Ich gebe meinen Brief ab: Beratung. Man bietet mir einen Stuhl an. Aber niemand macht Anstalt, für mein Gepäck zu sorgen. Endlich stehe ich auf und suche den Leuten durch allerlei Gebärden begreiflich zu machen, was ich eigentlich wünsche. Darauf werde ich in eine Art Allerheiligstes geführt. Hier sitzt einer, der spricht einige Brocken Englisch. Er schaut meinen Brief an, gibt mir einen jungen Burfchen mit, der mich nach dem in der Nähe gelegenen eleganten Gebäude des Hauptzollamtes führt, wo ich bis zum Beginn der Bürozeit um ein Uhr zu warten habe. Und wieder gebe ich meinen Brief ab. Mit ehrfurchtsvoller Verbeugung nimmt ihn ein junger Mann ab und verschwindet. Aus dem

Zimmer dringt dichter Tabaksqualm. Ein Blick in die halbgeöffnete Tür zeigt ein Dutzend junger Japaner, die kleine landesübliche Metallpfeife im Munde, Teetassen vor sich: Beratung. Endlich tritt einer von ihnen zu mir, fragt auf Englisch, ob ich Zollbares in meinem Koffer habe. „Nein“, sage ich. „Gut“, sagt er, „dann können Sie weiter gehen.“ Hoffentlich, denke ich. Den einen Gepäckträger postiere ich nun bei meinem Gepäck auf, den andern nehme ich mit mir. Er zeigt mir eine Jinrikisha, einen jener berühmten, von kräftigen Burfchen gezogenen Handwagen. Ich setze mich in den Schnappkarren. Und im Trab zieht mich der blaubehoftene Mann nach dem deutschen Konsulat. Denn hieher will ich mich wenden, um weiteren Rat zu suchen. Diesen finde ich auch. Man gibt mir einen Mann mit. Dieser beforgt mein Gepäck und meine Person in das französische Hotel der Stadt, wo ich zu meiner vollen Zufriedenheit einquartiert werde.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß ich auf dem Konsulat zugleich meinen künftigen Kollegen Dr. Wernich aus Tokyo-Yedo fand. Dieser veranlaßte, daß ich am nächsten Tag von einem Herrn in Empfang genommen wurde, der mich nach Yedo brachte. Die Hauptstadt hieß nämlich bis vor kurzem Yedo und wurde erst neuerdings in Tokyo umgetauft, so daß die alte Bezeichnung noch gebräuchlich ist.

In Tokyo fuhren wir dann sofort zu Dr. Schultze, dem Chirurgen der Medizinschule, der von den übrigen Lehrern zu einer Art Dekan bestellt ist. Dieser Mann, von dem ich früher schon viel Gutes hörte, nahm mich mit so offener Freundlichkeit auf, daß ich mich bei ihm gleich wie zu Hause fühlte.

Am Abend gingen wir dann noch zum „Schwarzen Walfisch“, einem europäisch eingerichteten Gasthaus am schönen Park von Ueno. Hier trafen wir mehrere Kollegen von der Schule, so daß wir bald in ein eifriges Gespräch über japanische Verhältnisse kamen. Alles, was ich nun an diesem Abend hörte, bezweckte, mich über das, was ich vorfinde, völlig zu ernüchtern. Denn man nimmt an, daß ich den

üblichen Illusionen hingegeben sei, und will mir klar machen, daß mir eine große Reihe von Enttäufchungen bevorstehen werde. Ich erklärte sofort, daß ich als fachlicher Beurteiler und nicht als Enthusiast gekommen bin und es als selbstverständlich voraussetze, daß ich hier nicht alles so vorfinden werde, wie in Europa. Ich ließe mich aber nicht so leicht deprimieren. Denn wenn die Japaner gegen Europäer und Amerikaner mißtrauisch seien, so sei dies kein Wunder. Sie seien nur allzu oft betrogen worden. Kurz, ich könne, wolle und werde ruhig warten.

Ihr seht, mein Anfang in Japan ist nicht gerade sehr ermunternd, aber ich werde mich dadurch nicht beirren lassen. — Ich wollte jedoch trotzdem mit dem nächsten „Mail“, wie die Post in ganz Ostasien auch bei den Deutschen heißt, Euch meine ersten Grüße senden.

Tokyo-Kaga-Yashiki, den 26. Juni 1876.

Meine Lieben!

Heute bin ich in das für mich bestimmte Haus umgezogen, wo ich zunächst als Gast meines Vorgängers Dr. Hilgendorf untergebracht bin. Diese Wohnung befindet sich in dem Hochschulviertel, dem sogenannten „Kaga-Yashiki“, d. h. dem Palaß des früheren Herzogs von Kaga. Jeder der ehemaligen Feudalfürsten, Daimyo genannt, hatte nämlich in Yedo einen solchen Palaß, so daß sich deren mehrere hundert hier befinden. Diese Paläste aber bestehen nicht aus einzelnen Gebäuden, sondern aus größeren oder kleineren Parkanlagen, von hohen Mauern mit einigen Toren umgeben, worin verstreut die Wohnungen des Fürsten, seiner Vasallen und des gesamten Gefindes untergebracht sind, so daß ein solcher Komplex oft ein riesiges Areal einnimmt.

Mein künftiges Heim befindet sich oberhalb eines Hanges, zu dessen Füßen der große Hinobazu-Teich mit unzähligen Lotosblüten und einem reizenden roten Tempelchen liegt. Auch bietet es einen herrlichen Blick auf einen gegenüber-

liegenden Hügel, den alten schönen Park von Ueno, wo die Entscheidungsschlacht bei den Restaurationskämpfen erst vor acht (!) Jahren fiel.

Der Garten an meinem Hause ist mit alten Bäumen bestanden und sehr schön, so daß ich mich schon jetzt darauf freue, bis ich ihn richtig nach meinem Geschmack anlegen kann.

Überhaupt fange ich an, mich hier wohler zu fühlen. Der ungünstige erste Eindruck, der noch durch die pessimistischen Anschauungen mancher meiner Kollegen unterstrichen wurde, ist geschwunden.

Gleich fünf Tage nach meiner Ankunft begann ich sofort mit meinen Vorlesungen über Physiologie und ich finde, daß die Schüler recht gut sind. Der Vortrag erfolgt in Deutsch, aber der Dolmetscher dient eigentlich nur als Assistent, da die Studenten selber ordentlich Deutsch verstehen.

Weniger erfreulich sind die Raumverhältnisse der „Medizinischen Akademie“ in einem alten häßlichen Gebäude, niedrige Holzhäuser mit Schiebetüren, labyrinthartig zusammengebaut. Doch soll es bald gegen ein neues vertauscht werden.

Ihr werdet Euch wundern, daß die Medizin gerade von uns Deutschen und in deutscher Sprache in Japan eingeführt wurde. Dies liegt zunächst daran, daß die Japaner zu uns das größte Vertrauen hegten und vor fünf Jahren einen deutschen Oberstabsarzt Müller (einen Chirurgen) und einen Assistenzarzt Hoffmann (als Internisten) mit der Umstellung der japanischen Medizin auf moderne europäisch wissenschaftliche Grundlagen betrauten. Und es ist entschieden das Verdienst Müllers, daß er ebenso energisch wie konsequent alle hierfür erforderlichen Maßnahmen traf.

Dann aber besaß die deutsche Medizin in Japan eine gewisse Tradition. Schon im 17. Jahrhundert kam der deutsche Forschungsreisende und Arzt Kämpfer, allerdings in holländischen Diensten, hierher. Und seine Tätigkeit fand trotz der damals ungeheuerlich erschwerten Verhältnisse gewisse Aufmerksamkeit. Und vor fünfzig Jahren kam gleichfalls

als Holländer, da keine andere Zutrittsmöglichkeit bestand, der Würzburger Arzt v. Siebold nach Japan und fand zahlreiche Schüler, von denen einige ihre Wißbegier sogar mit dem Tode büßen mußten.

So ist es selbstverständlich, daß der gesamte medizinische Unterricht in den Händen von Deutschen liegt, wozu auch der deutschen Sprache gehört. Meine engeren Kollegen sind daher ausschließlich Deutsche. Ich vertrage mich sehr gut mit ihnen, namentlich habe ich mich mit Dr. Schultze angefreundet. Auch lernte ich verschiedene nette Landsleute kennen, so einen Lehrer Mayet, noch jung und den Kopf voll von Ideen und allerlei volkswirtschaftlichen Reformsystemen, ferner Netto und Naumann, beide frisch, natürlich und sehr fähig. Die Führung der kleinen deutschen Kolonie liegt in den Händen eines Herrn Bair, äußerlich wie innerlich ein selten vornehmer Mensch, über den freilich manche geringschätzig urteilen, da er ein „Jude“ ist. Der offizielle deutsche Geschäftsträger ist Herr v. Eifendecker, der einen sehr sympathischen Eindruck macht.

Alles in allem läßt es sich hier aushalten und ich hoffe, Euch bald noch mehr Erfreuliches berichten zu können.

Tokyo, den 25. Oktober 1876.

Meine Lieben!

In den letzten Monaten habe ich mich hier völlig eingelebt. Ich richtete mir mein Haus gemütlich ein, legte einen hübschen Garten an und habe so viel von der japanischen Sprache erlernt, als zum Verkehr notwendig ist. Drei Monate erteilte ich Unterricht in der Medizinschule und bin mit meinen Schülern zufrieden. Während der zweimonatlichen Ferien vom 10. Juli bis 11. September unternahm ich mit meinem Freund Dr. Schultze eine fünfwöchentliche Reise in das Innere des Landes, bis zur Westküste Nügatas und zurück. So fühle ich mich recht wohl und will Euch heute einiges weitere über die hiesigen Zustände berichten.

Diese sind in vieler Hinsicht tatsächlich sehr merkwürdig, worüber Ihr ja schon manches gelesen habt. Was aber kaum erwähnt wird, ist, daß sie für einen Kulturgeschichtsforscher von geradezu einzigartigem Interesse sind.

Ihr müßt Euch ungefähr vorstellen, als ob das japanische Volk vor noch keinem Jahrzehnt die kulturellen Zustände unserer mittelalterlichen Ritterzeit mit ihrem Feudalsystem, Kirchen-, Klöster-, Innungswesen usw. besaß, und daß es nun von gestern auf heute mit einem einzigen Satz über ein volles Halbjahrtausend unserer europäischen Kulturentwicklung hinwegsetzen und sich sofort und gleichzeitig sämtliche Errungenschaften des 19. Jahrhunderts aneignen will. Es handelt sich also hier de facto um eine ganz gigantische Kulturrevolution, denn von einer „Evolution“ kann man nicht sprechen, wo es sich um eine Umwälzung von den Fundamenten aus handelt. Und ich bin glücklich, der Zeuge dieses äußerst interessanten Experiments zu sein.

Daß bei einem solchen Riesensprung — er ist schon eher ein „Salto mortale“ —, wobei nur zu hoffen ist, daß das japanische Volk sich nicht das Genick bricht —, dabei manches geradezu „auf den Kopf“ gestellt wird und die seltsamsten Verirrungen bei der Übernahme falsch verstandener Lebensformen, mehr noch des Geistes des Abendlandes sich ergeben, liegt nur allzusehr in der Natur der Sache, darf einen aber nicht abschrecken. Diese Tatsache verkennen jedoch die meisten der Europäer aus einer Verständnislosigkeit den historischen Gegebenheiten gegenüber, ja selbst solche, die als Lehrer gerade deswegen hieher berufen sind, um den Japanern den Weg der Überleitung vom Alten zum Neuen zu zeigen.

Die einen räfionieren maßlos über jedes und alles, was sie hier vorfinden, ja machen sich lustig darüber oder tragen gar ihre Verachtung mehr oder minder offen zur Schau. Daß die Japaner ihnen kein Vertrauen entgegenbringen, ist verständlich und vollkommen berechtigt.

Eine andere allerdings kleine Gruppe von Europäern gibt

es noch, die in das andere Extrem verfallen und alles, was die Japaner an Neuerungen einführen, für das einzig Richtige halten, vereinzelt aus Überzeugung, andere den Japanern zu Gefallen und sich zum Vorteil. Diese Gattung der Allesbelober ist aber ebenso gefährlich wie die der Allesbeschimpfer. Denn es ist klar, daß bei den mangelnden Kenntnissen und Einblicken in das wahre Wesen unserer Kultur den Japanern die Fähigkeit, ja die Möglichkeit des Urteils oft darüber fehlt, was richtig und was falsch ist, und daß nur allzugerne manches Nebensächliche als Hauptfache betrachtet wird.

Aber wer es mit dem Land und Volke aufrichtig meint, es ehrlich gut meint, der muß die Tatsachen kritisch beurteilen. Wie kann überhaupt etwas Neues entstehen, zumal wie hier unter doppelt erschwerten Verhältnissen, wenn nicht eine gesunde Kritik ihm behilflich ist. Gerade darin sehe ich eine wesentliche Aufgabe von uns europäischen Lehrern, daß wir ihnen nicht nur mit Tat, sondern auch mit Rat an die Hand gehen. Dazu aber ist erforderlich, daß wir nicht jedes europäische Kulturgewächs einfach hierher verpflanzen, sondern zunächst untersuchen, was an allerlei wertvollem japanischem Kulturgut vorhanden ist, und dieses bewußt langsam und sorgsam den so jäh veränderten Forderungen der Gegenwart und Zukunft anpassen.

Aber — und das ist das Seltsamste — die heutigen Japaner wollen von ihrer eigenen Vergangenheit nichts mehr wissen, ja der Gebildete schämt sich ihrer. „Ach, es war alles so barbarisch (sic!)“, erklärte mir einer und ein anderer sagte klipp und klar, als ich ihn nach der japanischen Geschichte fragte: „Wir haben keine Geschichte, unsere Geschichte beginnt erst jetzt.“ Andere lächeln verlegen bei einer solchen Frage und tauen erst auf, wenn sie mein aufrichtiges Interesse bemerken.

Das sind natürlich Erscheinungen, die sich heute aus der schroffsten Reaktion zu allem Gestrigen erklären lassen, aber einen doch recht peinlich im täglichen Verkehr berühren. Es

trägt auch nicht gerade zur Hebung des Ansehens bei den Fremden bei, wenn die Einheimischen ihre eigene Kultur derart geringschätzen. Es liegt diesen Neujapanern immer unendlich mehr daran, daß sie eine neue noch so verkehrte Einrichtung gelobt finden, als etwas wirklich Vernünftiges ihrer alten Kultur.

Aus all dem ergibt sich ihre ganz eigenartige Stellungnahme dem Fremdentum gegenüber. Sie sind ebenso offen zugänglich allem Fremden, wie sie mißtrauisch sind gegenüber allen Fremden. Aber ich habe doch gefunden, daß die Einsichtigen unter ihnen nicht unempfänglich sind für Vernunftgründe, wenn sie die ehrliche Sympathie für ihre Bestrebungen fühlen. Aber Ihr könnt Euch denken, daß dies oft nicht einfach, manchmal auch wenig erfreulich ist. Und diese Aufgabe halte ich für wesentlich schwieriger als meine Lehrtätigkeit.

*Aus einer späteren Abhandlung von Erwin Bälz
über die Meiji-Zeit*

Um das Jahr 1600 vollendete Jyeyasu Tokugawa das von seinen Vorgängern Nobunaga und Hideyoshi begonnene Werk der Einigung des seit langem völlig zerrissenen japanischen Reiches. Er nahm den Titel eines „Shogun“, des Reichsregenten an, machte ihn erblich in seiner Familie und erhob Yedo (Tokyo) zu seiner Residenz, während er dem Kaiser in Kyoto die höchsten Ehren beließ. In genialer Weise reorganisierte er den Staat, ihn fest in einem Feudalsystem fundierend, und schenkte damit Japan einen über zweieinhalb Jahrhunderte langen Frieden, ein einzigartiges Vorkommen in der Geschichte.

Da es nun keine Kriege mehr zu führen gab, wandten sich manche der Ritter, „Samurai“, dem Studium, besonders auch der japanischen Geschichte zu. Unter der Führung einiger enthusiastischer Literaten bildete sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts an eine fanatisch-nationalistische Schule, die alles Fremdländische heftig bekämpfte. Nur das rein

Japanische wurde anerkannt. Da nun nach dem altjapanischen Kult, dem „Shinto“, der Kaiser direkt von den Göttern abstammte und von ihnen mit der Regierung Japans betraut war, so wurde man allmählich gewahr, daß das Shogunat eigentlich eine Ufurpation sei. Und es ergab sich außer dem Wunsch und dem Bestreben, den Kaiser in seine volle Macht und Rechte wieder eingesetzt zu sehen, auch zugleich eine dem Shogunate feindselige Stimmung.

Auch die „Daimyo“, die Fürsten, namentlich die mächtigeren und von Yedo entfernteren, befannen sich allmählich darauf, daß sie doch nur durch Gewalt dem Shogun untertan waren, und daß die Anforderungen, die dieser an sie stellte, unberechtigt seien. Kurz, als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Amerikaner unter Perry in Japan erschienen, bestand schon eine weitverbreitete Gärung und eine shogunfeindliche Bewegung im ganzen Lande.

Unter Führung der bereits mächtigen südlichen Herzogtümer Satsuma und Choshu nahm die Aufregung allmählich einen mehr oder weniger revolutionären Charakter gegen das Shogunat an, wobei weniger die Fürsten selbst als vielmehr eine Anzahl Samurai die eigentlichen Leiter waren. Diese setzten sich, was von dem Shogunat direkt verboten war, mit dem Kaiserhofe in Kyoto und den Angehörigen des Hofadels, wie Iwakura und Sanjo in Verbindung. Und sie und der Daimyo von Tosa bewogen den Shogun, abzutreten zugunsten des Kaisers. Diese Abdankung nahm aber der Shogun zurück, da er bei der Neuverteilung der Ämter ungerechterweise übergangen worden war. Und so kam es 1868 zum Bürgerkrieg, der mit der endgültigen Niederlage des Shoguns endete. Sämtliche 277 Daimyo erkannten den Kaiser als ihren alleinigen Herrn an und verzichteten ein Jahr darauf vollkommen freiwillig (!) auf ihre sämtlichen Rechte zu seinen Gunsten; und ihre Vasallen, die Samurai, verloren ihre Privilegien. Damit war das Feudalsystem ein- für allemal beseitigt*.

* Bilder nach Seite 32

Die jetzt eingesetzten obersten Regierungämter waren nach dem Muster der großen Reform „Taiho“ um 700 n. Chr. gebildet. Denn damals wurde der japanische Staat nach chinesischem, ganz analog wie in der Gegenwart nach europäischem Vorbild von Grund aus umgestellt. Es wurde jetzt wieder ein Reichskanzlerkollegium „Dajokan“ eingerichtet, mit dem Hauptkanzler „Dajodaijin“ (Fürst Sanjo), dem Kanzler zur Linken „Sadaijin“ (Daimyo von Satsuma) und dem zur Rechten „Udaijin“ (Fürst Iwakura). Diesem höchsten Amt unterstanden acht Staatsräte. Diese Stellen wurden, während die Daimyos leer ausgingen, mit den Samurai, überwiegend von Satsuma und Choshu, besetzt, von denen der General Saigo, die Staatsräte Okubo und Kido (aus dem Fürstentum Nagato) die treibenden Kräfte der Erhebung waren, zu denen sich Ito, Inouye, Yamagata, Kuroda, Oyama gefellten, die den Kern der späteren alten Garde der Staatsmänner, der „Genro“ bilden, während Okuma zeitweise und Itagaki ganz zur Opposition übergehen, und der Staatsrat Eto und auch Saigo (Takamori)* als Rebellen ihr Ende finden sollten**.

Und nun vollzog sich die eigenartige Wandlung, daß die Kaiserliche Partei, die ursprünglich absolut fremdenfeindlich eingestellt war — war doch der geniale Shogunkanzler Fürst Ji wesentlich wegen seiner Ratifizierung der Verträge mit den Fremdmächten ermordet worden —, selbst im Laufe der Zeit immer deutlicher die Überlegenheit des Westens, zumal in allen technischen Hilfsmitteln, erkannte. Und so wurden die früheren erbitterten Gegner der Fremden, deren Feldgeschrei bisher Jo-i, d. h. „Vertreibung der westlichen Barbaren“ gelautet hatte, zu wahren fanatischen Aposteln der westlichen Kultur. Und das ganze Land war mit ihnen von dieser Idee wie hypnotisiert. Daß mit den daraus entspringenden teilweise übereilten Maßnahmen manche Kreise nicht einverstanden waren, ist begreiflich. Und so hatte die neue Re-

* Nicht zu verwechseln mit dem General und Minister Saigo Tsugumichi.
** Bilder nach Seite 48 und 80

gierung zunächst Auffstände zu bestehen, vor allem den gefährlichsten „Satfumaufftand“ auf Kiushiu.

Tokyo, den 1. November 1876.

Eine unangenehme Überraschung:
Revolution ist im Lande!

In Kumamoto, auf der Insel Kiu Shiu, wurden die Militärbaracken von etwa hundert bewaffneten Samurai überfallen. Ein furchtbares Blutbad ist unter den unglücklichen schlafenden Soldaten angerichtet, alle Offiziere getötet, der Gouverneur des Ken (Provinz) tödlich verwundet worden.

Als diese Nachricht eintraf, verbreitete die Regierung zunächst Telegramme, die die Erhebung als belanglos darstellen sollten. Bald aber stellte es sich heraus, daß die Sache sich denn doch nicht so einfach verhielt. In mehr als einem halben Dutzend Bezirken haben sich ernstliche Unruhen gezeigt.

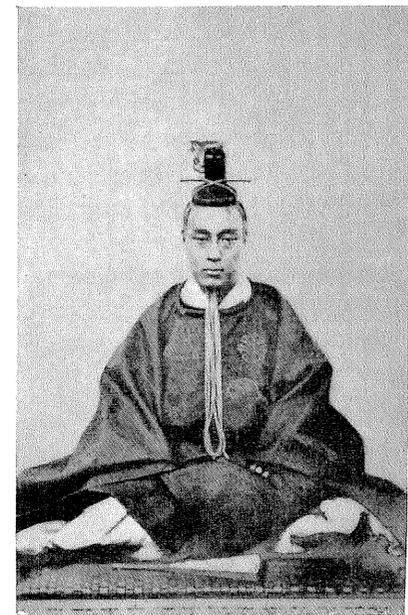
Tokyo, 2. November 1876.

Oft schon während meines hiesigen Aufenthaltes hatte ich mir immer wieder die Menschen ausdrücklich darauf angesehen, ob sich unter ihnen unzufriedene Elemente finden, vor allem aber auch solche, die durch ihre Erscheinung und ihr Wesen einen kriegerischen Eindruck erwecken. Denn nach allem, was die Geschichte Japans lehrt, mußten sie unter ihnen zahlreich sein. Aber ich muß gestehen, all meine angestrengten Beobachtungen konnten mich nicht davon überzeugen. Im Gegenteil. Ich fand, daß das ganze Volk maßlos gleichgültig ausieht, sich um Politik und dergleichen überhaupt kaum kümmert. Die einst so gefürchteten Samurai wurden seit dem Verbot des Schwertertragens zur größten Beruhigung der Fremden meist Studenten. Und gerade unter diesen schwächlichen, oft blassen Jünglingen, die ich ja tagtäglich unmittelbar vor mir zu beobachten Gelegenheit hatte, vermutete ich am allerwenigsten die Teilnehmer künftiger Erhebungen. Es schien mir demnach im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß eine Revolution von irgendwelcher Tragweite zu befürchten sei.

DIE LETZTEN SHOGUNS



TOKUGAWA XIV
Jemochi



TOKUGAWA XV
Keiki

Trotz dieser Tatsache zeigten sich im letzten Jahre feltfame Spuren gewisser Unzufriedenheit im Volke, Spuren, die sich indirekt äußerten und die mich immer wieder in Erstaunen setzten, da sie einen merkwürdigen Gegensatz zu dem zu bilden schienen, was ich täglich sah.

Von der jetzt schon ziemlich stattlichen Zahl junger Männer, die sich nach Europa und zumal nach Amerika begeben hatten, begeisterten sich manche für die dortigen politischen Einrichtungen, insbesondere für die Presse und deren Freiheit. Zurückgekehrt in ihre Heimat beehrten und erhielten sie von der Regierung die Erlaubnis zur Herausgabe von Zeitungen. Die Regierung selbst freute sich, daß die von ihr gehegte abendländische Kultur so rasch Boden gewann. Aber bald sollte sie den Fall mit anderen Augen sehen lernen. Sie hatte dem Lande eine Kammer, eine gesetzgebende Versammlung versprochen, die Wahlen zu dieser jedoch immer weiter und weiter hinausgeschoben. Die Zeitungen aber erinnerten ständig an die Erfüllung des Versprechens. Und aus Bitten wurden allmählich Drohungen. Man wollte durchaus alle Einrichtungen haben gleich dem freien Amerika. Und kühne Köpfe träumten schon von Republik!

Da erließ die Regierung vor ungefähr einem halben Jahr ein an das deutsche erinnerndes Pressegesetz. Alle Zeitungen wurden einer strengen Kontrolle unterstellt. Jede gegen die Regierung gerichtete Publikation hatte demnach die Suspension des Blattes und die Befrafung des Redakteurs zur Folge. Aber der Mut der Journalisten ließ sich dadurch absolut nicht einschüchtern. Sie wetterten fort gegen die Regierung. Und nach kurzer Zeit faßen nicht weniger als zehn Redakteure im Gefängnis. Die Zeitungen aber hatten in der Zwischenzeit ihren Weg ins Volk gefunden. Dieses las sie mit Interesse. Und die Erbitterung der Redakteure teilte sich ihm mit.

Durch die Artikel, durch die Tatsache, daß deren Verfasser die Äußerung ihrer freien Meinung im Gefängnis büßen mußten, durch dieses „Martyrium“ war die Stimmung schon ziemlich erregt, als eine weitere Maßregel des Gou-

vernements den angehäuften Zündstoff zur Explosion brachte.

Ein großer Teil des Adels, der sogenannte Shizoku, bezog seit einigen Jahren als Ersatz für seine früheren Privateinkünfte von der Regierung eine Pension. Diese war an und für sich schon niedriger bemessen, als sie hätte sein sollen. Inzwischen verschlechterte sich die finanzielle Lage des Landes mehr und mehr. Das Gold wurde seltener, das Papiergeld, das sogenannte Kinsatsu, immer reichlicher. Man brauchte neue Mittel. Ein unglücklicher Kopf verfiel nun auf die Idee, die Pension der Shizoku zu „kapitalisieren“, wobei natürlich für die Regierung eine gutes Stück Geld herausfallen sollte. Der Vorschlag fand Beifall, zwar nicht bei den Betroffenen, auch nicht bei unparteiischen Beurteilern. Der Adel beklagte sich mit Recht, daß er auf diese Weise eigentlich „verurteilt“ werden sollte. Und wer überdies weiß, wie wenig der Japaner, zumal eben dieser Kreise, imstande ist, mit Geld hauszuhalten, der muß in der neuen Maßregel den Ruin vieler einst bedeutender Familien sehen, die gar bald gewissenlosen Wucherern und Spekulanten in die Hände fallen müssen.

Tokyo, 3. November 1876.

Der Aufenthalt hier wird allmählich ungemütlich. Denn der Aufruhr nimmt immer bedrohlichere Ausdehnungen an. Jetzt wird selbst die Hauptstadt von der Regierung als nicht mehr verlässlich bezeichnet. Vor einigen Tagen wurden bei Nihon-Bashi vierzehn Samurai, die eben ein Boot mieten wollten, um nach Shimofa zu fahren, von der Polizei nach heißem Kampfe überwunden. Zwei Polizisten blieben auf dem Platze. Man fand bei jenen Briefe, daß in Chiba-Ken eine allgemeine Erhebung beabsichtigt wird.

In Yokohama sind die Fremden eher sicher. Dort bilden sie eine Kolonie von fast tausend waffenfähigen Männern. Und dort liegen Kriegsschiffe, zahlreich genug, um jede heran- nahende japanische Armee niederzuschießen. Auch in der

europäischen Konzeffion in Tokyo, in Tsukiji, brauchen sie sich nicht so sehr zu sorgen. Sie sind verhältnismäßig zahlreich, wohnen am Meere, wo sie immer auf Booten flüchten können. Aber hier oben in Kaga-Yashiki! Wenn es wirklich zum allgemeinen Aufstand in der Hauptstadt kommen sollte und es fällt einem Pöbelhaufen ein, bei den Fremden zu plündern und sie niederzumetzeln, so kann uns nichts retten. Was wollen sechs Männer, von denen ein jeder ein völlig isoliertes Haus bewohnt? Selbst der Ausweg nach dem Bahnhof ist unratfam. Denn bei der Weite des Weges wäre der Tod fast sicher.

Gerade, da wir eben diese wenig tröstlichen Eventualitäten erörterten, vernahmen wir plötzlich einen Kanonenschuß! Dann einen zweiten — einen dritten —, dann einen regelrechten Kanonendonner, wie ich ihn seit der Belagerung von Paris nicht mehr gehört habe. Wir fahren auf. Der Gedanke an einen Kampf lag nahe. Erst als die Schüsse allzu zahlreich wurden, befannen wir uns, daß ja heute der 3. November, der Geburtstag des Kaisers ist. Die Schüsse wurden teils auf den Forts in der Bai, teils von den fremden Kriegsschiffen als Salut gefeuert. Der Wind trug den dumpfen Donner von Yokohama bis hierher.

Tokyo, 5. November 1876.

Eine große Schuld an der jetzigen unguuten Stimmung der Bevölkerung tragen meines Erachtens die europäischen Zeitungen in Yokohama, in erster Linie der „Daily Herald“. Dieses Blatt trägt beständig die unfreundlichsten Gefinnungen gegen das Land, auf dessen Boden es erscheint, und gegen die Regierung, deren Toleranz gegen alles Europäische es in letzter Linie seine Existenz verdankt, offen zur Schau. Alle unzufriedenen Artikel druckt es getreulich aus japanischen Zeitschriften ab und verieht diese mit Kommentaren, die ihnen recht geben.

Nun ist dies aber von den europäischen Blättern erstens unklug, und zweitens falsch gehandelt. Unklug, da sie die

Autorität im Lande untergraben helfen und dadurch einer Revolution Vorſchub leiſten, die ihnen ſelbſt doch nur gefährlich werden kann — falſch, da es ein großer Fehler iſt, einem Volke, das heute noch unreif iſt und es auch gar nicht anders ſein kann, Inſtitutionen wie die Preſſefreiheit verſchaffen zu wollen. Ein Staat, der dieſe Freiheit vertragen ſoll, muß in ſeinen Grundmauern feſtſtehen. Er darf nicht mit Exiſtenzfragen zu kämpfen haben. Ein werdender Staat dagegen, der auf den einmal betretenen Bahnen vorwärts geführt werden ſoll, muß ſtreng gelenkt werden, um ſo mehr, wenn dieſe neuen Bahnen aus dem Abſolutismus in politiſche Freiheit führen ſollen. Eine Überſtürzung iſt hier nicht bloß ein Fehler, ſie iſt ein Ruin des Ganzen. Gewiß, die Regierung hatte ſich einer ſolchen Überſtürzung ſchuldig gemacht, indem ſie anfangs die Preſſe freigab. Bald aber ſah ſie den Mißgriff ein und ſuchte ihn wieder zu verbeſſern. Eben dieſe Korrektur iſt es nun aber, die die europäiſchen Blätter tadeln, anſtatt ſie in richtiger Würdigung der Verhältniſſe zu loben.

Tokyo, 7. November 1876.

Heute las ich in Mitfords „Tales of old Japan“. Ich fand darin zu meiner Freude eine richtigere Anſchauung japaniſcher Verhältniſſe, namentlich eine gerechtere Würdigung der Frauen, als man ihr im Munde der hier lebenden Europäer zu begegnen pflegt.

Zugleich aber beweifen die darin erzählten Sagen und geſchichtlichen Begebenheiten einen perſönlichen Mut, eine Tapferkeit von früheſter Jugend an, die nur unſere aufrichtige Bewunderung erregen. Auch geht ein Adel der Gefinnung durch alle Geſchichten, derart rein und treu, daß man glauben möchte, ein veredeltes Mittelalter vor ſich zu haben.

Selbſt heute ſind die ſtolzen todesmutigen Männer nicht ſelten. Und die Söhne der Edlen eignen ſich von ihrer Kindheit auf eine Würde an von ſolch natürlicher Größe, daß man ſie nicht lächerlich finden kann, was bei Kindern in

Europa im gleichen Alter ſicherlich der Fall wäre. Ich habe einmal einen ſolchen Knaben, Sohn eines Daimyo, geſehen, der weder durch Freundlichkeit noch durch Ernſt ſich aus ſeiner völlig ſtolzen Ruhe bringen ließ. Der Knabe ärgerte mich anfangs geradezu durch ſeine Apathie. Er war aber abſolut nicht apathiſch. Er war nur zu ſtolz und zu wohl-erzogen, um ſein Betragen irgendwie beeinflussen zu laſſen.

Demgegenüber erſcheint mir die Behauptung meines Vorgängers, der in zwei Jahren ſeines hieſigen Aufenthaltes nicht über Yokohama und Yedo hinauskam, geradezu abſurd. Er ſtellt die Behauptung auf, daß die geſamte Bevölkerung Japans phyſiſch völlig heruntergekommen und entnervt ſei. Ja er verſtieh ſich neulich im Geſpräch bis zu dem Ausruf: „Es gibt überhaupt keinen gefunden Japaner mehr!“

Tokyo, 15. November 1876.

Vormittags Beſuch auf der italieniſchen Geſandtschaft, wo mich Wernich dem Geſandten Grafen Fe vorſtellte. Dieſer iſt der populärſte unter allen Europäern. Und er verdient dies. Auf den erſten Blick möchte man ihn mit ſeinem vollen runden, von ſtarkem rotbraunem Bart umrahmten Geſicht, mit ſeiner Jagdjoppe, Schlapphut, hohen Stiefeln für einen deutſchen Förſter halten. Er war früher Offizier und hat etwas von ſeinen Dragonermanieren beibehalten. Er ſpricht fließend Deutſch — aus ſeiner Garniſonzeit in Wien —, Franzöſiſch und Engliſch. Dabei iſt er von einer Unruhe, die faſt ängſtigt. Alles an dem Mann iſt dauernd in Bewegung, er iſt immer voll Leben, achtet ſcheinbar gar nicht auf das, was erzählt wird, in Wirklichkeit faßt er aber alles in ſeinem ausgezeichneten Gedächtnis. Graf Fe iſt Witwer und führt einen ſonderbaren Haushalt. Er liebt ſtets Gäſte zur Tafel. Und ein jeder fühlt ſich in ſeinem Hauſe ohne weiteres wohl. Dauergäſte ſind vor allem die italieniſchen Künſtler, die hierher berufen wurden, um dem Kaiſer einen Palaſt in europäiſchem Stile zu errichten. Zugleich ſollen ſie eine Art Kunſt-akademie hier gründen. Wie es aber dieſer ergehen ſoll,

wissen die Götter. Denn die Japaner haben so total andere Begriffe von Schönheit als wir Europäer. Und es fragt sich sehr, ob man gut daran tut, ihnen unsere Ideale als die einzig richtigen darzustellen.

Tokyo, 25. November 1876.

Seit fünf Tagen Examina.

Vormittags zehn bis elf Uhr noch eine Stunde Prüfung über Histologie. Damit schlossen die Examina, die mich in hohem Grade befriedigten. Wie man mit Wernich und Hilgendorf sagen kann, aus den japanischen Schülern würden nie tüchtige Ärzte, ist mir einfach unverständlich. Trotzdem wir acht verschiedene Grade von Zeugnissen erteilen, konnte ich doch nicht umhin, der Hälfte aller Schüler die beste Zensur, I, zu geben.

Tokyo, 28. November 1876.

Heute machte mir ein japanischer Arzt, einer der bekanntesten Praktiker hier, das Anerbieten, wöchentlich einmal in seiner Wohnung seine Kranken zu untersuchen.

Tokyo, 30. November 1876.

Gestern gegen Mitternacht, da wir Naumanns Haus verließen, bemerkten wir in südöstlicher Richtung ein großes Feuer. Es ist dies ein während des Winters in Tokyo leider sehr häufiges Vorkommnis. Ich erregte mich daher jetzt schon nicht mehr in der Art, wie vor acht Wochen, da durch die erste Feuersbrunst, die ich sah, im Stadtteil Kanda 800 Häuser zerstört wurden. Damals machte es auf mich außerordentlichen Eindruck, als ich vom Kaga-Yashiki-Hügel die gewaltige Feuerstätte überblickte. Ich sagte mir, hier büßen in wenigen Stunden Tausende von Menschen ihr Obdach und ihr bißchen Habe ein. Befuchte dann sofort die Unglücksstätte. An zahlreichen Stellen schlugen noch die Flammen hervor. Hier hatte ich nun Gelegenheit, das Benehmen der Japaner zu beobachten. Und diese Beobachtungen

waren äußerst interessant. Zunächst fiel mir einmal die verhältnismäßige Ruhe auf: kein Geheul, kein Geschrei von Weibern und Kindern, überhaupt diese gar nicht sichtbar. Überall bewegte sich rast-, aber lautlos eine Männermenge, Wasser schleppend, Häufer niederreißend, Matten und Körbe voll Habfeligkeiten davontragend. Die Feuerwehren hatten sich um ihre Standarten, bestehend in Papierlaternen aus besonderen Farben, geschart. Die Leute sofort kenntlich an ihrer seltsamen Kleidung, dick wattierten Röcken, schwarzer Tuchmaske, ähnlich wie sie in Italien die Totengräbergesellschaften tragen, über das Gesicht herabreichende Kapuze mit Ausschnitten für Augen, Mund und Nase. Sie waren gerade beschäftigt mit Ausräumen und Abreißen, erregten meine Ver- und Bewunderung durch die völlige Ruhe, mit der sie die unglaubliche Hitze ertrugen.

Das damalige Feuer beschränkte sich „lediglich“ auf einige Dutzend Straßen, da in der Richtung des Windes sich kein Material mehr vorfand. Anders gestern. Heute morgen hörten wir die Schreckensbotschaft: nicht weniger als zehntausend Häuser sind eingäschert. Der ganze Stadtteil von Nihonbashi bis nach Tsukiji liegt völlig in Schutt. Auch ein Teil der europäischen Ansiedlung ist zerstört. Dr. Martin, Lehrer der Botanik an unserer Hochschule, der sich schon seit fünfzehn Jahren im Orient aufhält, sich in Tsukiji sein eigenes Haus erbaut hatte mit einem reizenden Garten, ist vollkommen abgebrannt. Sein Schicksal geht mir außerordentlich nahe.

In gleich übler Lage sind noch viele. Mehrere Deutsche, mehrere Franzosen sind ruiniert. Die österreichische Legation gegenüber Dr. Martin ist vernichtet. Der Minister, Herr von Schäffer, besaß große überaus wertvolle Sammlungen von Porzellan und Metall. Alles verloren. Unser Brotlieferant, ein Franzose und ein anderer für Lebensmittel abgebrannt, desgleichen Heise, ein deutscher Schiffbauer. Ahrens blieben glücklich verschont. Das ganze Chinesenviertel liegt darnieder. Die Straße zwischen Kiyo-bashi und Nihon-

bashi in der Fortsetzung der Ginza, die Straße, die die schönsten Läden enthielt, ist verschwunden.

Tokyo, 1. Dezember 1876.

Ein wunderbares Volk, diese Japaner! Heute nachmittag, kaum 36 Stunden nach dem Unglück, stehen auf dem Brandplatz mindestens tausend, freilich am besten als Bretterbuden zu bezeichnende Häuser, als wären sie aus dem Boden gewachsen. Noch rauchen die Trümmer, noch glimmt es im Schutte, da zimmert sich mit einer Zaubergeschwindigkeit der Japaner ein neues Obdach, das für seine bescheidenen Ansprüche völlig ausreicht. Vor der Feuersbrunst hat er außer seinen paar Matten und Kleidern nicht viel besessen, hat also nicht viel verloren, vermißt jetzt nicht viel. Aber dennoch und obgleich ich aus Büchern weiß, daß der Japaner allen Schicksalschlägen einen mehr als türkischen Gleichmut entgegenbringen soll, trotz allem, ich kann mich nicht genug wundern über den Anblick, den diese Menschen bieten. Wer nicht mit Zimmern oder mit Durchstöbern des Schuttes beschäftigt ist, ergibt sich wie gewöhnlich dem Genuß seines Pfeifchens Tabak. In Gruppen von dreien bis sechsen sitzen Frauen, Männer, Kinder um ein kleines Feuer herum, rauchend und plaudernd. Auf ihren Gesichtern nicht die Spur von Trauer. Viele sah ich scherzen und lachen, als sei ihnen nie etwas zugestoßen. Nirgends ein händeringendes Weib, nirgends ein Kind, das nach seinem Bett verlangt, nirgends ein Mann, den sein Unglück sichtbar darniederbeugt.

Auch die Brandstätte selbst bietet trotz ihrer Ausdehnung nicht den trostlosen Anblick wie in Europa. Ja, wer fremd hierherkäme, würde vielleicht kaum bemerken, was hier geschehen ist. Wer eine öde kahle Fläche erwartet, täuscht sich. Überall stehen noch Häuser so dicht, daß man von einiger Entfernung die Stätte der Zerstörung gar nicht erkennt. Es sind dies die „feuerfesten Häuser“, die Kura, deren jeder Kaufmann mehrere und fast jeder Wohlhabende eines besitzt. Alles was Wert hat, wird in diese seltsamen Gebäulich-

keiten gebracht. Verschlössen und fämtliche Ritzen verstopft, werden sie dann dem Himmel und dem Elemente überlassen. Diese Gebäude bestehen aus Stein, sind außen noch mit einer halbfußdicken Kalkschicht bedeckt, so daß die Wandung ganz ansehnliche Dicke erreicht. Fenster klein und wenig zahlreich, sind sehr hoch angebracht, werden durch genau passende fußdicke Kalkeinlagen geschlossen. Gleich beschaffen sind die Türen. Diese Bollwerke erfüllen meist ihren Zweck vollständig. Nur ganz selten brennt eines ab. Sie sind es, die den Brandstätten das eigenartige Gepräge verleihen. Denn von den eigentlichen, rein aus Holz errichteten Wohnhäusern ist nichts geblieben, nichts außer Trümmern von Dachziegeln, sonst nichts, keine öden, kahlen, schwarzgeruften, in den Himmel starrenden Mauern, kein verkohltes Gerippe eines einstmaligen stolzen Baues, keine Trümmer von Hausgeräten, keine Metallklumpen, verunstaltete Öfen, Herde — nichts — nichts. Denn die japanischen Häuser bestehen aus nichts Solidem, enthalten nichts Solides. Die Einfachheit geht sogar so weit, daß an ihr, an dieser Bedürfnislosigkeit der Menschen, die ganze Kultureinfuhr von Europa her zu scheitern droht.

Tokyo, 6. Dezember 1876.

Eröffnung des neuen Krankenhauses in Kaga-Yashiki, ein für mich wichtiges Ereignis. Ich trete jetzt meine neue Stellung als Kliniker an. Für Physiologie soll dagegen ein neuer Lehrer berufen werden.

Tokyo, 31. Dezember 1876.

Heute schließt das Jahr, das meinem Geschick eine unerwartete und ich muß sagen bis jetzt so erfreuliche Wendung gegeben hat. Ich habe in diesem Jahre unendlich viel Neues gesehen, vieles, was mir Freude machte, wenig Unangenehmes, und ich habe alles so gesehen, daß wahrer Genuß daraus entspringt.

Manchen begegnete ich auf meinem Wege, die weit mehr

fahren als ich, die mit Schiff und Bahn die Erde umreifen, rastlos, hastend, von einem Ziel zum andern jagend oder besser gejagt, einen frischen Eindruck, noch ehe er zum Bewußtsein gelangt, durch frischeren verdrängend, überfättigt, körperlich angegriffen, geistig verwirrt, urteilslos, aber über alles urteilend, nichts gründlich kennend, aber alles kennen wollend. Es ist eben zu viel. Auch der menschliche Apparat, körperlich wie geistig, hat gewisse Aufnahmegrenzen. Wie habe ich sie bedauert, die bei ihrer Ankunft in Japan müde von den Herrlichkeiten der halben Welt nun unter Seufzen und Stöhnen auch noch an die andere Hälfte gehen müssen.

Mir blieb diese Überfättigung erspart, vor allem, da ich eine geordnete Tätigkeit habe, da ich mich niemals nur rezeptiv, sondern auch produktiv verhalten kann. Die Passivität unserer Sinne ist es, die im wesentlichen zur Erschlaffung beiträgt. Wir nehmen stets nur Neues auf, geben aber nichts dafür. Das Gleichgewicht ist gestört. Bei mir glaub ich dieses soweit vorhanden. Gewiß bin ich sanguinisch. Doch nicht mehr in dem Maße, wie früher. Immerhin behielt ich genug von diesem Naturell, um die Dinge von ihrer guten Seite aufzufassen. Ich bin Optimist. Und ich bin froh, daß ich's bin. Freilich befällt mich in manchen Stunden das Gefühl eigener Unvollkommenheit, mangelnden Wissens und Könnens, das Gefühl, sich selbst und anderen nicht zu genügen. Aber diese Anfälle schwinden wieder, lassen als Spur nur neuen Sporn zur Arbeit, Warnung vor Selbstüberhebung.

Tokyo, 1. Januar 1877.

Das Neujahr ist der größte Festtag in Japan. Alle Straßen bezeugen dies. Vor den Häusern stehen Bambusträucher und Kiefern, wie in deutschen Städten zur Pfingstzeit. Früher soll diese Sitte allgemein gewesen sein. Das Grün der Sträucher soll bedeuten, daß der Herrscher, damals Shogun, diesen Pflanzen gleich im neuen Jahre frisch und lebhaft bleiben möge. Jetzt, da der Neujahrstag „verlegt“ ist, da das Volk selbst erfieht, wie die Regierung mit allem, was ihm heilig

war, rücksichtslos und graufam umgeht, hat die einstige Ehrfurcht vor den Herrschern, die sich freiwillig zu gewöhnlichen Menschen herabließen, verloren. Nur der Gewohnheit gehorchend haben noch viele die schöne alte Sitte beibehalten.

Bei Gelegenheit des heutigen Tages zeigt sich offenkundiger als sonst irgendwann die falsch verstandene, bis ins Grotteske gehende Nachahmung europäischer Sitten. Während unter den Europäern — selbst den Engländern — die Etikette in Japan wenig streng gehandhabt wird, während namentlich der Zylinderhut fast niemals auf einem kaukasischen Haupte erblickt wird, hat die japanische Regierung für gut befunden, Frack und Zylinder zur offiziellen Kleidung für Neujahrsbesuche zu beordern. Also wandeln Gestalten, die an Komik jede Phantasie übertreffen, über die Straßen der Hauptstadt. Ihr armen Japaner, die ihr in unaussprechlich schlecht sitzende Fräcke und schludrige Hofen gezwängt werdet! Und auf dem Haupte meist niemals passende Angströhren. Die Hände stecken in fabelhaft weißen Handschuhen, hängen unbeweglich herab, als fürchteten sie, die Kleider zu berühren. Aber nicht nur Männer, selbst Knaben von zehn bis zwölf Jahren fallen dieser Grotteske zum Opfer. Wer diese Straßenszenen und Antichambregruppen nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich unmöglich ein Bild davon machen. Dabei sehen dieselben Menschen in ihrer heimischen Feiertagstracht so gut, ja oft würdig und vornehm aus.

Tokyo, 4. Februar 1877.

Die Grundrente, die hauptsächlichste aller Steuern, ist von 3 auf $2\frac{1}{2}\%$ herabgesetzt. Es entsteht dadurch in den Staatseinnahmen ein Ausfall von acht Millionen Yen. Um demgemäß die Ausgaben entsprechend zu vermindern, wurde das Budget aller Ministerien auf das äußerste beschränkt. Folge, daß Tausende von Beamten entlassen werden. Diese Armen haben absolut nichts. Denn Pensionen bezahlt der japanische Staat nicht. Ist es da ein Wunder, wenn manche von ihnen ihre Amtszeit benutzen, sich zu bereichern?

Auch einigen Europäern ist gekündigt.

Tokyo, 23. Februar 1877.

Böfe Zeiten! Im Süden der Insel Kiu-Shiu befindet sich das Kagoshima Ken, der Hauptherd der Satfumaleute*, in vollem Aufruhr gegen die Regierung. Hier ist auch der Aufenthalt des unzufriedenen Ex-Daimyo Shimadzu Saburo, den die jetzigen Minister aus seinem großen Einfluß beim Kaiser verdrängt haben, und des Generals Saigo.

Das kleine Kagoshima hatte bisher einen Staat im Staate gebildet. Jetzt aber haben sich die Samurai offen erhoben. Und jene beiden zuvor genannten, als außerordentlich tüchtig und fähig bekannten Männer sollen sich an ihre Spitze gestellt haben. Man schätzt die Stärke der Revolutionäre auf 20 000—30 000 Mann. Um so schlimmer für die Regierung, daß sie im Notfall nur über 33 000 Mann verfügt.

Übrigens erfährt man hier blutwenig. Der Kaiser hat sich mit all seinen Ministern nach Kyoto oder, wie man die Stadt zur Abwechslung wieder nennt, „Saikyo“ begeben, zur Eröffnung der Eisenbahn. Die Gefahr ist sehr groß, nicht für die Person des Kaisers. Denn dies darf nie übersehen werden: diese ist den Japanern heilig. Aber für seine gesamte Umgebung, meist junge Männer, alle vom besten Willen befeelt und die mit größter Aufopferung und Mühe mit Einsatz ihres eigenen Lebens die schwere und, wie sich jetzt zeigt, undankbare Aufgabe unternommen haben, ihr Vaterland zu reformieren. Siegen jetzt die Satfumaner, so wird vielleicht der alte Zustand vor zehn Jahren wiederkehren. Und die ganze Kulturperiode wird wie ein Traum vergehen!

Tokyo, 26. Februar 1877.

Vormittags nach Yokohama. Ich soll für die Japaner einige Wechsel kaufen, damit sie Bücher, Instrumente usw., die in der Schule benötigt werden, gleich bei der Bestellung be-

* Vafallen des früheren Fürsten von Satfuma, Shimadzu Saburo

zahlen können. Denn jetzt gibt ihnen in Europa natürlich niemand Kredit. In Yokohama schwirrt die Luft von Gerüchten. Es heißt, der Prinz Arisugawa, der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, sei gefangen. Aber er ist erst vor zwei Tagen ins Feld gerückt. Auch sei Nagasaki in den Händen der Aufständischen. Dies ist schon eher möglich.

Der Gouverneur von Yokohama ließ den Konfuln eine Mitteilung zugehen, er sei im Eventualfall nicht in der Lage, die Fremden zu beschützen. Sehr erfreuliche Ausichten! Alle verfügbaren internationalen Kriegsschiffe sind sofort aus den ostasiatischen Gewässern telegraphisch hierher beordert.

Tokyo, 14. Mai 1877.

Wieder mehrmonatliche Lücke in meinen Aufzeichnungen.

Die Revolution auf Kiu-Shiu ist immer noch nicht unterdrückt. Die Regierung geht aber mit größter Energie vor. Der Kampf ist äußerst blutig. Denn die Rebellen fechten tapfer, ergeben sich nicht. Die Lage ist kritisch. Denn die Finanzverhältnisse sind trift. Bei einer Fortdauer des Kriegszustandes ist nicht abzusehen, wie das Geld aufbringen.

Eine andere nicht unwichtige Begebenheit für mich: eine kleine Revolution in unserem kleinen Kreise, diesmal ausgehend von der Regierung selbst, nämlich die Vereinigung der medizinischen Akademie mit dem Kai Sei Gakko* zu einer Universität. Offenbar schwebte dem Ministerium eine Art deutscher Universität vor, als sie diese Veränderung beschloß. So haben sie denn auch vier Fakultäten eingerichtet. Davon bilden wir die medizinische, während das Kai Sei Gakko die drei anderen, nämlich die physische, soll heißen die physikalische, die literarische und juristische liefert. Anfangs vermuteten wir, die Maßregel richte sich gegen uns, es werde das Englische jetzt auch bei uns eingeführt. Mehrere meinten, es sei Zeit, die Koffer zu packen. Namentlich räsonnierten einige wieder recht kräftig. Ich stand wieder mit

* Etwa: Akademie für den inneren Aufbau

meinem Optimismus allein, hatte aber die Freude, recht zu behalten. Das Komische war, daß, wie sich herausstellte, man im Kai Sei Gakko seinerseits die Maßnahme als gegen sich gerichtet empfand. Man klagte dort über die Bevorzugung der Deutschen! Jetzt ist beiderseits Beruhigung eingekehrt. Denn außer der Namensänderung ist bis jetzt nichts erfolgt. Wir haben keinen neuen japanischen Chef erhalten, sondern der — augenblicklich leider abwesende — Ikeda bleibt Chef der medizinischen Fakultät.

Seit 1. Mai Ferien.

Tokyo, 4. Oktober 1877.

Die Revolution hat nach siebenmonatlicher Dauer mit der vollständigen Niederwerfung der Aufständischen geendet. Saigo hat sich als ausgezeichnete Soldat und Führer erwiesen. Sein Rumpf wurde ohne Kopf vorgefunden. Später soll dieser noch entdeckt worden sein. Alle andern Führer sind gleichfalls tot. Kinno, Beppu und andere haben Harakiri begangen.

Kaum ist der Aufstand zu Ende, bricht auch schon ein neuer Schrecken aus: die Cholera. Von China eingeschleppt, trat sie zuerst in Yokohama, bald darauf in Tokyo auf, ohne jedoch erhebliche Ausdehnung zu erlangen. Was will es im Vergleich zu „Epidemien“ besagen, wenn unter Millionen Menschen täglich etwa zehn erkranken? In Yokohama etwas schlimmer: etwa zwanzig Todesfälle täglich, fast ausschließlich Japaner. Aber auch dies relativ günstig. Und zwar schreibe ich dies nicht so sehr den recht anerkanntswerten Bestrebungen der Ärzte und der Polizei zu, durch Desinfektion die Verbreitung der Seuche zu hemmen, als vielmehr dem Umstande, daß die Nächte schon recht frisch sind.

Nun aber kommt heute die Nachricht, daß in fast allen Garnisonen im Süden Hondos und in Kiu-Shiu die Cholera ausgebrochen ist. Die Garnisonen sollen verlegt, in neuen Baracken untergebracht werden, und zwar stets in kleineren Abteilungen. Dazu aber braucht man Ärzte. Da diese beim

Militär nicht genügend vorhanden, hat die Regierung alle unsere ältesten Schüler requiriert. Sie werden schon morgen in Yokohama eingeschifft.

Tokyo, 5. Oktober 1877.

Die Akademiker und mein Assistent Sakurai verabschieden sich. Alle sind guter Laune.

Nachmittags sprach Dr. Ikeda mit mir über Verlängerung meines Kontraktes. Die Japaner wollen mich anscheinend auf mindestens weitere drei Jahre verpflichten.

Tokyo, 25. Februar 1878.

In Europa alles in Aufregung, teils wegen der Lage der Dinge im Orient, teils wegen des Todes des Papstes und der Neuwahl seines Nachfolgers. Leo XIII. heißt der Mann, den eine Handvoll fehlbarer Menschen zum Unfehlbaren machte. Wie er sich wohl zu Deutschland stellen wird?

Tokyo, 17. März 1878.

Ins Theater zu Shimabara in Tsukiji. „Saigo und die Revolution in Kagoshima“, also die Begebenheit des letzten Jahres, wurde gegeben, ein Stück, das von morgens sechs Uhr bis abends acht Uhr dauert und die Japaner in höchste Aufregung versetzt. Für uns Europäer ist es entsetzlich langweilig. Gehe daher zu Bair zu Mittag, bringe nachher mit ihm noch einige Stunden wieder im Theater zu.

Tokyo, 25. März 1878.

Heute abend sechs Uhr im großen Saale des Kogaku Rio* großes Essen, 150 Personen, zur Feier der Eröffnung des Telegraphen, d. h. zum Beitritt der japanischen Regierung zum internationalen Telegraphenverein.

Um sechs Uhr versammelten sich die Gäste im Zeichen-saale, wo die verschiedensten Modelle von Telegraphen usw.

* Akademie für Technik

aufgestellt waren. In einem Nebenzimmer war ein Telephon in Tätigkeit, das mit der Zentralstation in Tsukiji kommunizierte. Leider war die Gelegenheit nicht so günstig, um von der großartigen neuen Erfindung einen würdigen Begriff zu bekommen. Es war stets viel Lärm im Apparat und man verstand fast nichts.

Das Essen war gut, „Menu“ geschmackvoll, Weine ausgezeichnet. Fünf Toaste, deren Inhalt schriftlich verteilt wurde, gingen Schlag auf Schlag vom Stapel. Neun Uhr alles vorbei. Der Saal war mit Flaggen aller Länder dekoriert, und zwar in folgender Reihenfolge: zuerst die englische und amerikanische, dann die deutsche und französische, dann die russische und italienische. Es wurde der etwas mangelhafte Versuch gemacht, den ganzen Saal mit elektrischem Licht zu beleuchten.

Tokyo, 26. März 1878.

Nach vielbeschäftigtem Tag werde ich noch abends nach neun Uhr durch einen Brief unseres Ministerresidenten eiligst nach der italienischen Gesandtschaft gerufen, wo die Gräfin Berbolani schwer erkrankt sei. So müd ich war, fuhr ich sofort los, war aber nicht wenig erstaunt, bei meiner Ankunft die vermeintliche Patientin munter zu finden. Sie war im Garten gewesen, hatte an einer Daphne gerochen, und danach etwas Kitzel in der Nase verspürt. Sie bildete sich nun ein, daß ihr ein Infekt in ihr Riechorgan gekrochen sei, und dieses sollte sich nach ihrer Meinung ins Gehirn fortarbeiten können. Sie wollte von mir lediglich hören, daß dies unmöglich sei. Fast wollte ich böse werden, daß man mich zur Nachtzeit um der Laune einer kleinen Frau willen hierhergeprenzt hatte. Aber wer könnte einem solch entzückenden Wesen zürnen, wie es die kaum zwanzigjährige Frau des fünfzigjährigen italienischen Ministers ist? —

FÜHRENDE STAATSMÄNNER
zu Beginn der neuen Ara in Japan



FÜRST IWAKURA



FÜRST SANJO



GRAF SOYESHIMA



DAIMYO VON TOSA

Tokyo, 18. April 1878.

Abends Spaziergang nach Nezu, etwa zehn Minuten von meiner Wohnung. Dies ist ein kleines Yoshiwara, wo jetzt allabendlich Beleuchtung und große Exposition der Bewohnerinnen hinter den bekannten Holzgittern stattfindet. Was aber jetzt ganz besondere Anziehungskraft ausübt, das ist eine prächtige Kirschbaumallee, die in diesem Jahre mitten in die Straße gepflanzt ist und jetzt blüht. Man muß es den Hurenisten lassen, daß sie keine Kosten scheuen, das Quartier so anziehend als möglich zu gestalten.

Tokyo, 19. April 1878.

Ich bin eigentlich etwas trüber Stimmung. Denn mir kommt nunmehr die absolute Nutzlosigkeit des menschlichen Daseins zum Bewußtsein. Im Faust gelesen, wo aber diese Stimmung natürlich nur neue Nahrung findet.

Tokyo, 1. Januar 1879.

Wie so oft, ließ ich wieder einmal das Tagebuch liegen, zu einer Zeit, da grade so viel zu merken notwendig gewesen wäre. Es war ein schlimmes Jahr für viele Menschen, für ganze Völker, das vergangene.

In Deutschland viel Jammer und Elend. Zwei Attentate auf den alten Kaiser! Folge davon: Sozialistengesetz! Folge davon: Polizeiwirtschaft! Schlimme düstere Zustände. Dazu der Notstand im Land durch das Darniederliegen alles Handels. Und erst hier in Japan! Täglich zunehmende Verarmung. Das Papiergeld, vor zwei Jahren so gut wie Gold, steht jetzt auf 34%. Was soll werden? Alles Gold fließt ab, denn die Einfuhr übersteigt die Ausfuhr bei weitem.

Auch mir hat das Jahr ein volles Maß Sorgen gebracht. Aber ich bin dennoch glücklich darüber, in Japan zu sein, wo ich eine Unabhängigkeit genieße, die mir kein Land der Welt zu bieten vermag.

Tokyo, 13. Januar 1879.

Heute bin ich 30! Dreißig! Und wissenschaftlich noch nichts geleistet. Diese Tatfache erschreckt mich, ja, es ist um so schlimmer, als ich mehr als reichlich Stoffe in mir aufgespeichert habe, die dringend der Veröffentlichung bedürfen.

Tokyo, 22. Februar 1879.

Korfhelt, der der japanischen Regierung den ausgezeichneten Vorschlag machte, Sake aus Gerste statt aus Reis herzustellen, wodurch massenhaft Reis zur Ausfuhr frei wird, was die ungünstige Handelsbilanz Japans verbessern kann, ist verdächtig bronchitisch. Schickte ihn nach Atami.

Mayet hat nun nach jahrelangem fleißigem Arbeiten die Stelle als Finanzratgeber der Regierung mit glänzendem Gehalt ganz sicher. Freue mich sehr für ihn.

Tokyo, 1. März 1879.

Als erster Tag des Monats ist er in der Medizinschule Feiertag. Erhielt gerade für heute eine Einladung ins große Theater zu Shimabara, Tsukiji. Dieses ist das erste in Japan und gehört einem Herrn Morita Kanya. Es wurde beim großen Brande November 1876 zerstört und erst kürzlich wieder aufgebaut. Zu der damaligen Eröffnungsfeier war ich durch v. Siebolds Vermittlung eingeladen worden. Wir anwesenden Fremden hatten dann einen feidenen Theatervorhang zum Dank gestiftet. Dieser wurde heute erstmals vorgeführt und man hatte dazu die Stifter geladen.

Wie gewöhnlich wurde eine Anzahl Stücke aufgeführt. Zuerst zwei historische Themata, das eine Akamatsu, mit zahlreichen Totschlägen und Harakiri, das andere Yoshitsune und Benkei, beide mit die populärsten Gestalten der japanischen Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert, wie sie in der Verkleidung als Pilger durch ein Tor ziehen, das der eifersüchtige Bruder Yoritomo errichten ließ, um Yoshitsune abzufangen. Den Shogunbeamten gab Sadanji, den Benkei

Danjuro*. Diese beiden gelten mit Kikugoro, einem lebhaften intelligenten Mann in mittleren Jahren, für die besten Schauspieler Japans. Und sie spielen tatsächlich ganz hervorragend, freilich mit allerlei nach unseren Begriffen übertriebenen eckigen Gebärden, und in einem unnatürlich gespreizten Ton, wie ihn das japanische Schauspiel verlangt. Aber das Spiel an sich ist glänzend. Da heute Frauen wenig auftraten, so wurde man nicht durch den häßlichen Umstand gestört, aus dem Munde einer Frau — alle Frauenrollen sind bekanntlich in den Händen von Männern — eine Baßstimme (sic!!) vordringen zu hören. Sonderbarerweise geben sich nämlich die betreffenden Schauspieler oft keine Mühe, die weibliche Stimme nachzuahmen, reden vielmehr mit ihrer geschraubten Mannesstimme. Hierauf, d. h. um sieben Uhr abends, folgte ein modernes, wie ich höre nach französischem Muster bearbeitetes Stück, das in Yokohama spielt. Ein wenig davon verstehe auch ich, da die Menschen ihre Alltagsprache reden, die mir vertraut ist. Das Stück hieß: „Mit Geld vermag man alles in der Welt.“ Es wurde gut, ja ausgezeichnet gespielt. Alle, auch die untergeordneten Akteure beherrschten ihre Rollen in einer Weise, wie man es bei uns nicht leicht findet. Aber auch um diese Stunde war noch keine Aussicht auf ein Ende.

Eines aber hat mich über alle Maßen erstaunt, daß nämlich sowohl die Japanisch gut beherrschenden Europäer wie Siebold oder Osten, als auch eine ganze Anzahl Japaner selbst, die ich frug, mir nicht nur nicht den Inhalt des Textes bei Benkei sagen konnten, sondern daß sie meine Frage höchst seltsam fanden.

Lernete den neuen Ingenieur für die Minen im Akita-ken, Herrn Metzger, kennen. Daß ein Deutscher für diesen wichtigen Posten berufen wurde, verdankt man ausschließlich Bair, der bei dem großen Vertrauen, das er bei den Japanern genießt, den Auftrag hiezu erhielt. Ferner wurde ein weiterer

* Vgl. Seite 259 ff.

Deutscher für eine andere Mine im Norden engagiert. Metzger brachte auch zwei deutsche Steiger mit. Zugleich mit ihm traf ferner der gleichfalls durch Bair engagierte Musikmeister für die Marine ein.

Tokyo, 2. April 1879.

Die Poliklinik hat einen großen Aufschwung genommen. Ich gestehe, ich bin sehr zufrieden mit allem, was das Krankenhaus und meine Tätigkeit betrifft. Meine Assistenten und Schüler haben offenbar Anhänglichkeit an mich, vertrauen mir. Auch ich habe sie sehr gern. Das ist schließlich die Hauptsache. Die ältesten Schüler, die „ersten“ Akademiker, machen gerade jetzt ihre Staatsprüfung oder vielmehr Doktorprüfung, deren Durchsetzung uns deutschen Lehrern viel Mühe gekostet hat. Gierke prüft Anatomie, Tiegel Physiologie, Schultze Chirurgie und Ophthalmologie, ich innere Medizin und Geburtshilfe, Langgaard die *Materia medica*. Bis jetzt haben die Schüler im allgemeinen recht gut bestanden.

Nachmittags mit Oka das sechsjährige kranke Kind des Daimyo von Sendai, Datte besucht. Der Knabe ist, wie fast alle Daimyokinder, überaus schwach entwickelt, zart, gefeicht, aber nervös, dieses größtenteils durch die höchst törichte Verzärtelung. Ein Dutzend Personen, Männer wie Frauen, haben nichts anderes zu tun als das Kind zu hätscheln und zu tätscheln und machen ein Wesen, wie es für das an Bronchitis und Malaria erkrankte arme Kind nur höchst schädlich sein kann. So war früher die Erziehung aller Daimyokinder. Ja, es soll noch viel schlimmer gewesen sein. Da ist es freilich kein Wunder, daß es unter den Daimyos fast keine kräftigen Männer gibt.

Tokyo, 6. April 1879.

Vormittags Pläne gemacht für die Verwertung des neuen Prachtgartens, neben meinem bisherigen. Es ist der frühere Privatpark des Daimyo von Kaga, ist jetzt unbenützt, ver-

wildert zusehends. Ich erhalte ihn von der Verwaltung der Medizinschule überlassen, verspreche dagegen, ihn in Ordnung zu halten. Freilich kostet mich die Unterhaltung meines „Parks“ allgemach eine nicht unbeträchtliche Summe. Aber ich bin nun einmal ein Gartenfanatiker.

Ritt nach Mukojima am Sumidagawa. Es bietet heute den vollsten Charakter eines Volksfestes. Mukojima ist eine Stelle, vielleicht kann man es als ein zerstreutes Dorf bezeichnen, auf dem linken Ufer des Flusses, gegen Überschwemmungen geschützt durch einen langen, ziemlich hart am Wasser hinlaufenden Damm. Dieser ist mit Kirfchbäumen bepflanzt. Zur Rechten in der Niederung schließen sich Teehäuser, Tempel, Privatwohnungen mit schönen Gärten an. Die Zeit der Kirfchblüte ist auch die Blütezeit Mukojimas. Ganz Tokyo wallfahrtet dorthin. Und gerade der heutige Sonntag bezeichnet den Höhepunkt. Die Menschenmenge, die sich auf dem höchstens vier Meter breiten Damme bewegt, ist unglaublich. Wir sind zu Pferde, können aber gleich den Jinrikishas nur sehr langsam vorwärts gelangen, sind auch damit ganz zufrieden. Denn der große Vorteil unserer erhabenen Position bietet die Möglichkeit, die Umsicht vollauf zu genießen. Und was für ein Anblick! Zur Linken der große, in der Frühlingssonne glänzende Strom mit seinen zahllosen rasch hingleitenden Booten, über uns die Bäume, so dicht mit Blüten bedeckt, daß man buchstäblich die Zweige nicht erkennen kann, um und unter uns die bunten Menschen. Und diese Menschen sind so völlig verschieden am heutigen Sonntag als sonst an Werktagen. So wenig hübsch sie mir sonst erscheinen, so reizend sind heute die Frauen, namentlich die ganz jungen Mädchen im Putze, mit ihren lebhaften seidnen Kleidern, der geschmackvollen bunten Farbenzusammensetzung, dem weiß geschminkten Gesichtchen und dem glänzenden Haarputz. Und wie geordnet und ruhig sich das alles durcheinander bewegt. Keine Roheit, kein Gebrüll Betrunkener, ein Volk, dem der Anstand in Fleisch und Blut überging.

Tokyo, 22. April 1879.

Heute Eröffnung der Medizinschule durch den Kaiser. Die Feierlichkeit war längst geplant, wurde aber stets wieder aufgeschoben. Immerhin etwas grotesk, wenn eine Anstalt nach schon zweieinhalbjähriger Tätigkeit erst „eröffnet“ wird. Die ganze Anordnung und der Verlauf waren übrigens für uns deutsche Lehrer fast verletzend. Dabei ist die ganze Anstalt ausschließlich das Werk der Deutschen. So stand in der Rede auch nicht ein Wort des Dankes für uns, wie es an allen anderen von Fremden geleiteten Schulen der Fall war. Schlimmer! In der zuerst festgesetzten Rede war ein Dankpassus enthalten. Aber dieser wurde vom Ministerium gestrichen. Was soll das bedeuten? Eine persönliche Unzufriedenheit mit unseren Leistungen? Offenbar nicht. Denn es wurden bis in die allerletzte Zeit hinein unverhältnismäßig viele neue Deutsche angestellt. Und unsere Schule darf sich rühmen, die erste zu sein, die überhaupt eine größere Anzahl fertiger Leute liefert. Der Fall liegt anders.

Die Japaner hatten mit ihren Anträgen auf Vertragsrevision bei den fremden Staaten kein Glück. Ihre sehr weitgehenden Vorschläge wurden zurückgewiesen. Lediglich die U.S.A. schienen bereit, einen neuen Vertrag auf für Japan günstiger Basis abzuschließen. Dies war eine bittere Pille. Und die Regierung hat nun die Parole ausgegeben, keine neuen Fremden zu engagieren und sich der hier in Diensten befindlichen möglichst schnell zu entledigen. Der erste Schritt in dieser Richtung war die plötzliche Entlassung von 23 englischen Marinebeamten, die die Navy-School leiteten, der zweite war die Ignorierung der Deutschen bei der heutigen Eröffnung. Daß sie uns bald entlassen, glaube ich zwar nicht. Denn daß sie noch nicht allein wirtschaften können, ist hier doch wohl allen vollkommen klar. Aber sie wollten wenigstens zeigen, daß jetzt ein anderer Wind weht.

Tokyo, 29. April 1879.

Habe mich bei v. Stillfried im Shiheikioku photographieren lassen. Stillfried ist von diesem Amt, das Münze, Staatsdruckerei ufw. umfaßt, angestellt, um den Prozeß der Heliographie, Lineotypie ufw. zu lehren. Und schwerlich hätten die Japaner einen dafür geeigneteren Mann finden können. Aber kaum ist er sechs Monate da, so entlassen sie ihn, da er nicht auf eine Gehaltsreduktion von 500 auf 300 Yen eingehen will.

Tokyo, 6. Mai 1879.

Der deutsche Geschäftsträger, dem ich über die Rede bei der Eröffnung der Schule berichtete, hat sich über die Behandlung der deutschen Lehrer bechwert. Wir erhielten hierauf einen Brief des Unterrichtsministers, in dem der Kaiser seine volle Zufriedenheit mit unseren Leistungen ausspricht.

Tokyo, Sonntag, 1. Juni 1879.

Heute abend sechs Uhr mit Bair, Netto, Naumann, Schultze zum Prinzen Heinrich von Preußen gefahren, der als Kadett auf dem Prinz Adalbert hierher gekommen ist, um ihn im Namen der hiesigen Deutschen zu einem kleinen Feste nach dem Restaurant Seyoken einzuladen. Der Prinz ist 16 $\frac{1}{2}$ Jahre, schlank, mit auffallend kleinem Kopfe, freundlichen blauen Augen und einem guten Lächeln. Sein Gesicht ist eigentlich mehr englisch als deutsch. Sein Auftreten ist sehr bescheiden, einfach. Und er gewinnt jeden durch sein einnehmendes Wesen.

Tokyo, 6. Juni 1879.

Das Seyoken-Fest für den Prinzen Heinrich verlief in jeder Beziehung glänzend. Es ist dies mehr als eine Redensart und ein Verdienst unseres Freundes Bair, der nicht nur 500 Dollars, sondern auch gleichzeitig die richtigen Leute zur Ver-

fügung gestellt hatte. Es begann mit dem Abbrennen des japanischen Tagfeuerwerks, einer hiesigen Spezialität und Kuriosität. Es besteht in allerlei zu einem Klumpen zusammengerollten Papierfiguren, wie Menschen, Schlangen, Tiere usw., die aus senkrecht stehenden Bambuskanonen mit großer Kraft in die Höhe geschossen werden, sich dann hoch oben in der Luft entfalten. Die Figuren werden meist durch eine Art sich ebenfalls entfaltenden Ballons, an dem sie hängen, dirigiert und am raschen Sinken verhindert. Das Ding ist mehr interessant als hübsch. Dann Essen. Nachher allerlei japanische Gaukler, der berühmte Kreiselkünstler aus Asakusa, der unglaubliche Kunststücke macht, ein erwachsener Mann in goldbrokattem Kleid, der mit unerhörter Feinheit und Genauigkeit Tier- und Säuglingsstimmen imitiert, ein Mann, der barfuß auf scharfen Schwertern als Leiterprossen in die Höhe steigt usw. Endlich folgt das Nachtfeuerwerk im See, das schönste, das ich bis jetzt hier sah. Der Hügel von Kaga-Yashiki mit meinem Garten auf dem andern Ufer war beleuchtet, spiegelte sich im See, gewährte einen märchenhaften Anblick.

Tokyo, 29. Juni 1879.

Hatte heute eine aufregende Szene. Ein Japaner hatte in Genf mit einem jungen fünfzehnjährigen Mädchen ein Verhältnis. Um ihre Ehre herzustellen, bestand sie auf Heirat, obwohl er keine rechte Lust hatte. Auch alle Bekannten redeten ihr ab. Sie war sehr energisch, hoffte zu triumphieren.

So kamen sie hier an. Es stellte sich natürlich heraus, daß der gute Japaner kein Fürst war, sondern aus einem ziemlich unbemittelten Geschlecht stammte. Die Frau wurde trübsinnig. Ihrem Manne war sie natürlich eine Last, wie sich dies unter den hiesigen Verhältnissen von selbst versteht. Er soll verfuht haben, sie mit anderen allein zu lassen, damit etwas passieren soll, oder gar sie zu verkaufen. Wenigstens bildete sie sich derartiges ein und wurde vor drei Tagen regelrecht tobfüchtig. Ich wurde geholt. Sie saß in einem Schaukelftuhl

in dem hübsch eingerichteten Zimmerchen und redete beständig Unfinn. Sie lachte, sie weinte, alles durcheinander. Sie hielt mich für Amalie, behauptete, mich an der Stimme zu erkennen. Dazwischen Verfolgungswahn, Versicherung, daß sie rein sei. Ein Jammer! Sie ist schön, gut gewachsen, erst zwanzig, spricht Deutsch, Englisch und Französisch gleich ausgezeichnet. In Amerika geboren, ist sie die Tochter eines dort angesiedelten Deutschen. In Genf erzogen, lernte sie Französisch. In dieser Sprache verkehrt sie mit ihrem Manne. Sie ist witzig, wie aus jeder Äußerung ohne weiteres hervorgeht, sehr belesen, gebildet, begabt. Und nun? Ein Elend! Hier saß sie nun ein volles langes Jahr total verlassen. Nur Graf Dießbach, der französische Attaché und ein Franco-Italiener nahmen sich ihrer ein wenig an. Beide versichern mir, daß sie nur selbstloses Interesse nehmen. Ich will es glauben.

Der Mann ist eigentlich recht hübsch. Er weiß nur nicht, was er jetzt anfangen soll. Ob er wirklich ein solcher Schuft ist, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich sah ihn weinen. Das tut aber ein Japaner nicht so leicht. Ich ließ das arme Wesen ins Krankenhaus bringen, will sehen, was sich machen läßt.

Tokyo, 6. Juli 1879.

Gestern abend war in Ueno im Seyoken zu Ehren des in Japan eingetroffenen General Grant* ein Fest, das ihm seine Landsleute in Tokyo gaben.

Heute nachmittag mit Bair, Netto, Naumann und anderen nach Yokohama, von dort mit Wagen nach Enoshima. Wollte dort mich nach einer guten Gelegenheit zur Einrich-

* General Grant, der Sieger im Bürgerkrieg der U.S.A. 1861—65, Präsident von 1868—77, unternahm 1877—79 eine Reise nach der Alten Welt. — Die geradezu fanatische proamerikanische Stimmung in Japan rührte z.T. davon her, daß bei der damaligen Fremdenbegeisterung die Japaner sich gegenüber U.S.A. ehrlich zu Dank verpflichtet fühlten, da deren Admiral Perry im Jahre 1853 die Eröffnung Japans und damit den Beginn der neuen Ära ermöglichte. (Anmerkung des Herausgebers)

tung eines Seebads umsehen, da ein japanischer Beamter die Absicht hat, ein solches zu errichten. Ich sah aber bald, daß Enoshima selbst sich dazu wegen des felsigen Strandes wenig eignet. Dagegen ist der an Kataffe grenzende Teil des Shichirihama genannten Küstentreifens dafür wie geschaffen. Die Brandung daselbst herrlich, der Boden gut, der Strand völlig frei. Vielleicht läßt sich was machen.

Tokyo, 8. Juli 1879.

General Grant wird in übertriebenster Weise von den Japanern gefeiert. Diese behaupten, sie wollen dadurch den Amerikanern ihren Dank dafür bezeigen, daß sie ihnen in der Tarifrevision mehr als die Europäer entgegenkamen. Die U.S.A. haben guten Grund dafür. Erstens führen sie aus Japan relativ viel aus und wenig ein, verlieren daher bei der beabsichtigten Aufhebung des Ausfuhrzollens wenig. Andererseits haben sie selbst Schutzzoll und freuen sich, sobald ein Land vom Freihandelsystem abfällt — wie unter anderem jetzt auch Deutschland —, da sie dann weitere Argumente für ihr sehr anfechtbares System finden.

Dem sei, wie ihm wolle, Tatsache ist, daß eine Festlichkeit die andere jagt. Keine noch so reiche europäische Stadt könnte sich solchen Luxus gestatten wie das gute arme Tokyo, das allein 120 000 Mark für die Grant-Feier ausgesetzt hat.

Tokyo, 9. Juli 1879.

Abends beim Prinzen Nabeshima von Hizen. Er hat mit Frau und seinem jetzt sechsjährigen Sohn lange in London gelebt. Alle sprechen gut Englisch. Wie die meisten Japaner, die längere Zeit in kälteren Klimaten sich aufhielten, litt Nabeshima an starkem Husten, ist aber erträglich hergestellt. Ernster war es bei seiner Frau. Und das Kind, ein hübscher lebhafter Junge, hat die fatale Eigenschaft, das Produkt phthisischer Eltern zu sein. Er hat neulich starken Keuchhusten gehabt und ich bin recht froh, daß er mit heiler Haut daraus hervorging.

Die Familie ist mir sehr dankbar. Daher soll ich heute bei ihr speisen. Das Haus, das Nabeshima, einst einer der mächtigsten und noch heute einer der reichsten Daimyo, bewohnt, liegt in Nagatacho, dem vornehmsten Quartier Tokyos. Es gewährt eine herrliche Aussicht auf Land und Meer, ist teils europäisch, teils japanisch gebaut und sehr fein möbliert. Sogar ein stattlicher Flügel fehlt nicht im Salon. Er stammt aus London, wo großes Haus gemacht wurde. Der Prinz ist noch jung, etwa 32 Jahre, von mittlerer Größe, schlanker Statur und einem freundlichen Gesicht mit dünnem schwarzem Vollbart. Ich habe ihn nie anders als in europäischer Tracht gesehen und er benimmt sich im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute so sicher, als ob er nie etwas anderes gekannt hätte. Dabei ist er elegant, was man von nicht vielen Daimyos sagen kann. Er hat einen jüngeren, ihm äußerlich sehr ähnlichen Bruder, den sogenannten kleinen Nabeshima, dessen Frau ich längere Zeit behandelte.

Frau Nabeshima hatte heute europäische Gesellschaftstoilette gemacht. Da ich stets gewohnt war, sie japanisch gekleidet zu sehen, so erkannte ich sie anfangs in dem veränderten Anzug und Haarputz überhaupt nicht. Sie sah in dem fremden Kleid wie alle ihre Landsmänninnen fast puppenartig und zart aus, aber doch nicht ungünstig. Ich führte sie zu Tisch und unterhielt mich, auf Englisch, ganz ausgezeichnet. Die beiden zeigten außergewöhnlich feinen Takt und Lebensart und auch sehr angenehmes Konversationstalent. Nabeshima hat einen scharfen Blick, wie ich aus seinen Erzählungen und Urteilen über Europa bald erkannte. Er ist sehr, sehr viel gereift und kennt auch fast ganz Deutschland.

Tokyo, 10. Juli 1879.

Ein Ereignis bei der vorgestrigen Soirée war es übrigens, daß hier zum erstenmal eine große Anzahl japanischer Damen in öffentlicher Gesellschaft erschien. Schon am 3. November, an des Kaisers Geburtstag, waren einzelne im Enriokan anwesend. Aber hier erst traten sie wirklich zahlreich auf. Ein

Glück für die Japanerinnen, wenn ihnen die Gesellschaft geöffnet wird. Bisher war ihr Wirkungskreis und ihr Charakter meist auf die kleineren Dinge gerichtet. Ich will dafür mit den Frauen nicht ins Gericht gehen. Denn die Schuld liegt eigentlich an den Männern. Sie sind eben das Produkt der Verhältnisse und diese Verhältnisse waren der Entwicklung eines Charakters, „der sich im Strome der Welt bildet“, höchst ungünstig. Bildungsfähig sind die Japanerinnen. Man sieht dies an den Schülerinnen der höheren Schulen, die echt weibliches Wesen mit würdigem Auftreten und dem Ausdruck geistiger Bedeutung wohl zu vereinigen verstehen, und zwar unwillkürlich, natürlich.

Tokyo, Samstag, 12. Juli 1879.

Heute abend ist auf dem Sumidagawa das sogenannte Kawabiraki, d. h. die feierliche Eröffnung des Flusses, wodurch die Götter für die Schifffahrt freundlich gestimmt werden sollen. Die Feier hat längst ihren religiösen Charakter verloren und ist eine Art Volksfest geworden, das die am Fluß gelegenen Teehäuser zusammen veranstalten. Die Hauptfache dabei ist die Illumination eben dieser Häuser und der zahllosen Boote, die den Fluß dicht bedecken, sowie ein großes Feuerwerk.

In diesem Jahre sollte die ganze Sache Grant zu Ehren besondere Dimensionen annehmen, und zwar hatte, wie man allgemein wußte, der Fürst von Awa das Feuerwerk bestellt, das in der Mitte des Flusses, gerade vor seinem Yashiki, abgebrannt werden sollte. Dazu hatte er Grant geladen. Ich war mit den Freunden bei Bair in Nakamura, dem großen Teehaufe am Flusse, wo ich eine ganze Anzahl Offiziere von Bord des Prinz Adalbert traf.

Neben uns, durch eine spanische Wand getrennt, aber mit gemeinschaftlicher Veranda, war eine japanische Gesellschaft und im übernächsten Zimmer eine weitere, sehr fröhliche, aus dem jungen Fürsten von Tofa und einigen seiner Herren bestehende, die eine große Anzahl Geishas hatten rufen lassen.

Der Fluß bot ein ungemein malerisches Bild mit feinen Myriaden bunter Laternen, die nach allen Richtungen sich durcheinander bewegten, stets Leben und stets jenes Gefühl von traumhafter Ruhe spendend, die dahingleitende Boote bei Nacht in uns wecken. Soweit man sah, alles dunkler Grund mit unzähligen hellen Sternen. Am lebhaftesten aber erglänzte das Ufer gegenüber an der Tribüne von Grant. Dann begann das Feuerwerk. Für die großen Erwartungen war es eigentlich mäßig. Das Hübscheste dabei war noch der Jubel, mit dem man aus den Booten und vom Lande her jede einzelne Feuergarbe begrüßte. — Das Wetter hatte über Erwarten lang gut gehalten. Allmählich aber sah der Horizont etwas bedenklich aus und um 6¹/₂ Uhr begann es zu regnen und machte allem Leben und aller Luft auf dem Wasser ein jähes Ende. Die Boote, fest aneinandergedreßt, wie sie waren — man konnte von Boot zu Boot springend trockenen Fußes von einem Ufer zum andern gelangen —, bemühten sich, da so rasch als möglich frei zu kommen. Wie das alles durcheinanderwogte! Eine illuminierte Gondelfahrt auf dem Canale grande in Venedig ist Kinderpiel dagegen. Wir oben im Haufe waren gesichert und unterhielten uns noch bis gegen Mitternacht mit unseren japanischen Nachbarn.

Tokyo, 16. Juli 1879.

Sechs Stunden Cholerafitzung.

23. Juli 1879.

Seit einer Woche täglich Sitzungen im Gesundheitsamt. Leider geht die Arbeit nicht so rasch vor sich als wünschenswert, wie ja überhaupt rasches und energisches Erledigen hierzulande nicht bloß ungewöhnlich ist, sondern fast für unhöflich gilt. Ferien habe ich daher nur nominell.

Sonntag, 27. Juli 1879.

Heute während des Mittagstisches bei Bair eine hübsche Illustration zu dem Sprichwort, daß der Teufel kommt, wenn

man ihn an die Wand malt. Fast vierzehn Tage hatten wir eine drückende Hitze. Das Thermometer fiel nie unter 26 Grad. Alles lechzte nach Regen: Mensch, Tier, Pflanze. Das Erdreich sprang und klaffte. Jeden Tag, gegen Abend, erhob sich im Westen ein Gewitter. Aber niemals kam es zur Entladung. Endlich, endlich heute gegen Mittag fing es an zu regnen. Bald darauf folgten Blitz und Donner. Bair-Manila lachte über die geringe Gewalt der hiesigen Gewitter. Bald darauf ein neuer heftiger Schlag. „Das ist immer noch nichts“, sagte Bair, „das muß so gehen: ‚Rrrrrr‘.“ Aber ehe er noch geendet hatte, stürzten wir alle vom Tisch auf. Wir sahen nur ein helles Lichtstück niederstürzen, dann unmittelbar ein Krach! derart heftig, alles erschütternd, daß das Haus bebte und uns ein jäher Schreck in die Glieder fuhr. Dabei goß es in Strömen.

Etwa zweihundert Schritte gerade vor uns im Meer sahen wir eine kleine gelbrötliche Rauchwolke erscheinen und schwinden. Sie kam aus einer Döschunke. Der Mast war durch den Blitz zerfchmettert. Sofort bestiegen wir, Cognac als Belebungsmittel bei uns, ein kleines Boot, ließen uns hinüberrudern. Da aber sahen wir etwas, was wir nicht für möglich hielten! Um den zerfpaltenen Mast, dessen gewaltige Splitter überall zerstreut lagen, saß, ihre Pfeifchen in voller Gemütsruhe schmauchend, die Mannfchaft des Schiffes, als ob nichts, aber auch nichts gefchehen wäre. Sie wunderten sich offenbar über den fremdartigen Besuch, waren erftaunt über unsere Frage: ob niemand verletzt sei. „Nein.“ Aber „bikurri shimashita“. (Wir find erschrocken.) Das war alles.

Dies Volk ftammt aus der fehr ifolierten Infel Ooshima, kam daher bisher gewiß wenig mit Europäern in Berührung.

Tokyo, Sonntag, 3. August 1879.

Heute war in Ueno großes Schwertfechten. Schon oft und viel hatte ich davon gehört. Hier sah ich es zum erstenmal, und zwar in einer Vollständigkeit, wie angeblich nicht seit zehn Jahren. Es waren dies jene Fechter, die sich eigentlich

bei dem großen Feft in Ueno produzieren follten. Diefes Feft wurde ganz plötzlich abgefagt. Und all die ungeheuren Vorbereitungen find nun umfonft.

Tokyo, 4. August 1879.

Naumann hat fabelhaftes Glück. Er ist Chef einer „Geological Survey of Japan“ geworden, geht jetzt auf acht Monate Urlaub nach Europa, um dort Leute anzustellen. Korfschelt foll dabei die Stelle als Chemiker, Papa Wagner womöglich eine folche als technischer Ratgeber erhalten. Naumann selbst, der Chef, ist 25 Jahre alt! Ich verliere ihn ungern aus meiner Nachbarschaft. Er gehörte mit Netto und Bair zu meinem engsten Freundeskreife. Zankte mich zwar viel mit ihm herum, da ich feine nationalökonomifchen Ansichten nicht teile. Aber dies tat unferer Freundschaft keinen Eintrag. Ich fchätze ihn wegen feines ausgezeichneten Charakters fehr. Hoffentlich leidet unfer künftiger Verkehr nicht unter der Entfernung. Wenn er aber eine Frau mitbringt? Dann ist er für unferen hübschen Junggesellenkreis verloren.

Am 2. September, als Naumann und Bair abfuhren, war es an Bord des Schiffes interessant. Das ganze hohe Japan, alle Minister ufw. hatten sich verlammt, um Grant das Abfchiedsgeleite zu geben. Unter gewaltigem Kanonendonner verließ das Schiff den Hafen. Damit erreichte dieser vielbefprochene Besuch sein Ende. Ob wohl die Japaner keinen Katzenjammer bekommen? Denn selbst alle vernünftigen Amerikaner fchüttelten zu all den Dingen die Köpfe. Es wird wohl eines Tages heißen: „Ach, die Not ist groß! Die ich rief, die Geifter, werd' ich nun nicht los!“ Der fchlimmfte dieser Geifter ist der mißverftandene transpazififche Freiheitsgeist. Wenn die Japaner jetzt amerikaniſche Zeitungen lesen und alles, was über dem großen Waffer ist, nachahmen wollen, dann — dann adieu Japan!

Tokyo, 12. September 1879.

Abends zu Hause in der Allgemeinen Zeitung gelesen über die großen Debatten wegen der Zölle im Reichstag. Bismarck hat alles durchgesetzt, und zwar mit hundert Stimmen Majorität, mehr als er je hoffen konnte. Wie aber soll es nun in Deutschland werden? Die liberalen Parteien ganz beiseite geschoben. Bin mir selbst über Freihandel oder Schutzzoll durchaus nicht klar. Jedenfalls machten die liberalen Parteien einen Fehler, daß sie diese Frage zur Partei- und Prinzipienfrage erhoben. Die Stellung der Fortschrittspartei hat Bismarck bezeichnet: immer erst, wenn die Regierung ihre Meinung ausgesprochen, habe die Fortschrittspartei auch eine, nämlich die entgegengesetzte. Das ist faktisch der Fall, und selbst ausgezeichnete Redner wie Richter und Hänel können das nicht bemängeln.

Sonntag, 21. September 1879.

Endlich, endlich habe ich meine Arbeit über das Flußfieber in Japan, das ich im vorigen Jahre in Echigo studierte, vollendet und mit der Gestern-Abend-Post an Virchow, Berlin, geschickt, zur Veröffentlichung in seinem Archiv.

Tokyo, 22. September 1879.

Heute ein neu eingeführter japanischer Feiertag: Tag- und Nachtgleiche.

Abends bei Whitneys, einer schlichten amerikanischen Familie, deren Sohn mein Schüler ist. Bei Tisch wurde nur Wasser verabreicht, „Teatotalers“ sind mir das erste Mal begegnet. Nachher religiöse Lieder.

Tokyo, 18. Oktober 1879.

Heute großes Festen der Medizinschule. Nach abgelegter Staatsprüfung erhalten achtzehn Schüler ihre Diplome als die ersten, die den vollen vorgeschriebenen Kurs von acht Jahren vollendet haben! Sie haben den Titel I-Gakushi erhalten,

welcher unserem Doktor entsprechen soll. Es ist für uns Deutsche eine große Genugtuung, daß wir Leute ausgebildet haben, die ihrem Lande wirklich notwendig sind.

Viele Reden. Dann kaltes Büfett. Der Champagner floß in Strömen. Natürlich waren die Japaner, nicht gewohnt an die starken Weine, in kürzester Frist betrunken. Die Zungen der neukreierten Doktores lallten nach wenigen Minuten. Die Zahl der Glascherben wuchs unheimlich. Überall standen die gebrochenen Füße von Champagnergläsern. Ich ging bald nach Hause, während dann erst, als wir weg waren, das eigentliche Kneipen begann.

Tokyo, 20. Oktober 1879.

Schon wieder mit Bair bei Nakamuraya. Aber diesmal, um japanische Maler bei ihrer Arbeit zu sehen. Bair hatte die hervorragendsten Künstler, darunter Kyosai, bestellt. Und diese legten nun Proben ihrer Kunst ab. In drei Stunden fertigten die drei Männer fast zwanzig je ein Quadratmeter große Bilder: Tiere, Pflanzen, Genre, Landschaft, Karikatur, alles mit fabelhafter Geschwindigkeit. Zum erstenmal bekam ich einen Begriff, wie so etwas entsteht. Aber ein richtiges Verhältnis zu dieser Art Kunst vermag ich immer noch nicht zu finden, so wenig wie zur japanischen Musik.

Tokyo, 26. Oktober 1879.

Schon wieder Geishas: Heute sind wir Lehrer, die im Staatsexamen geprüft haben — Schultze, Langgaard, Tiegel, Gierke und ich —, von den neukreierten Ärzten zu einem „Gochiso“* ins Teehaus in Mukojima geladen worden. Wir gingen hin und ich amüsierte mich trefflich. 24 Geishas, von denen ich die meisten schon kannte. Seltsam, ich beginne an diesen Geschöpfen Anteil zu nehmen und lerne allmählich verstehen oder doch ahnen, wie sich Japaner so toll in sie verlieben können. So weit werde ich es freilich nicht bringen!

* Sprich Gotschifō: ein vertrauliches Beisammensein mit Gelage, meist mit dem Charakter des Sicherkenntlichzeigens von Seiten des Gastgebers

Tokyo, 30. Oktober 1879.

Heute Ende des Sommerferieters. Habe nun fast einen vollen Monat Ferien vor mir. Ich habe folgendes vorgetragen:

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
9—10	Poliklinik	Spez. Path.	Poliklinik	Spez. Path.	Poliklinik	Spez. Path.
10—11	„	Klinik	„	Klinik	„	Klinik
11—12	„	„	„	„	„	„
12—1	„	Diagnostik	Psychiatrie	Diagnostik	„	Diagnostik

Meine Vorlesung über Pfychiatrie war die erste, die in Japan über dieses Thema gehalten wurde.

Tokyo, 3. November 1879.

Geburtstag des japanischen Kaisers. Abends im Saale des Koga Dai Gakko*, dem größten in Tokyo, „Rezeption“ vom Minister des Äußern Inouye und Gemahlin. Das erste Mal, daß Damen offizielle Einladung mit ausgeben.

Kyoto, 15. November 1879.

Fuhr am zwölften hierher nach Kyoto.

Kyoto, der frühere Aufenthalt des Kaisers, bevor er von den Shogunen gewissermaßen eingesperrt wurde, scheint offenbar ein wenig im Niedergange. Die jetztige Regierung tut alles Erdenkliche, um es gegen Tokyo zurückzusetzen. Die Stadt soll einstens eine Million Einwohner gezählt haben. Heute hat sie nur 230 000. Sie ist regelmäßiger gebaut als Tokyo und gilt im allgemeinen als hübscher.

Kyoto, 16.—23. November 1879.

Prinz Heinrich zu Ehren, der einen Tag nach uns hier eintraf, waren alle sogenannten Hoko, bei den Prozessionen gebrauchten Götterwagen, aufgestellt.

* Technische Hochschule

Interessant, das Treiben auf der Straße zu sehen. Denn das ganze lebenslustige Volk von Kyoto, berühmt durch seine Vergnügungsfucht, machte den Tag zum Feiertag, bewegte sich in dichtem Gedränge auf und ab. Die Götterwagen, in Tokyo alle Jahre rauch improvisiert und Dashi genannt, sind in Kyoto alte ehrwürdige riesenhafte Karren, auf denen eine Art Haus errichtet ist. Die Wände bestehen aus überaus kostbaren Stickereien japanischen, chinesischen und europäischen Ursprungs. Ich sah Hektors Abschied von Andromache, Rebekka am Brunnen, Aeneas' Flucht aus Troja, wahrscheinlich frühere Geschenke der Holländer. Obenauf stehen bei den niederen Wagen allerlei Gestalten aus der japanischen Geschichte, z. B. Yoshitsune und Benkei auf der Brücke, sehr gut in Papiermâché oder Holz ausgeführt, in den prachtvollsten seidenen Gewändern. Um diese herum gleichfalls auf dem Wagen eine Bande junger Kerle, die einen wahren Höllenspektakel auf allerlei Instrumenten vollführen.

Hatte Gelegenheit, eines der berühmten Nerimono oder Umzug der besten Geishas von Kyoto zu sehen. Ein theatralischer Aufzug, der abends bei Beleuchtung stattfindet, gewöhnlich im Juli, dieses Jahr aber wegen der Cholera erst jetzt. Es war wirklich eigenartig.

Zuerst kamen Fackelträger. Dann hintereinander einzeln fünf überaus geputzte, zu Wachfiguren leichenartig herausgetünchte Samifenspielerinnen*, wieder Fackelträger, dann auf Rädern eine Art Wagen mit Geishamusik von unglaublicher Monotonie und noch unglaublicherer Ausdauer. Der Wagen war jedoch nur Schein. Die armen Musikantinnen gingen innerhalb des Wagenrahmengestells zu Fuß. Dann folgten allerlei Szenen aus Sage und Geschichte, im ganzen zwanzig Gruppen bildend, deren Haupt- und oft einzige Figur durch eine bekannte Geisha dargestellt wurde. Vor jeder Gruppe wurde auf ganz niederen Rädern ein Tor gezogen, dann kam stets mit abgemessenen, stoßenden und vor-

* Die Samifen ist eine dreisaitige japanische Gitarre

schriftsmäßig im Bogen schleppenden Schritten „die Dame“ im Kostüm ihrer Rolle. Dieses Kostüm ist das Wesentlichste. Das Kleid ist extra für diesen einen Tag angefertigt, wird nachher nie wieder getragen. Manches Kleid, natürlich von Verehrern gestiftet, soll tausend oder gar viele tausend Mark gekostet haben. Hinter jeder Schönen wird noch irgendein Haus oder ein blühender Baum oder irgendein Getier, das in einem Zusammenhang mit der Szene steht, gezogen, und zwar von Leuten, die stets gebückt einher schleichen, um die Illusion nicht zu stören. Außerdem geht hinter jeder Dame eine Dienerin, die das Kleid in Ordnung zu bringen hat und einen Stuhl trägt, damit sich die Schöne während der Haltepausen ausruhen kann. Ferner gehen zu beiden Seiten Männer mit langen Stäben. Auf diesen sind vorn auf den Enden eines kleinen verschiebbaren Querstabes große Lichter angebracht. Diese Lichterträger gehen gebückt, bewegen ihre Leuchter etwa einen halben Meter über dem Boden, bald da, bald dorthin, um die Darstellerin stets in günstiges Licht zu setzen, also eine Art bewegtes Rampenlicht. Erfordert es die Rolle, hat die Heldin wohl auch noch ein Kind als Mitwirkende. Am Ende des Aufzugs folgt noch einmal eine ähnliche Kapelle wie zu Beginn, dirigiert von einem alten Weib. Dann ganz zum Beschluß das weiße Pferd (aus Holz), getragen auf einem Baldachin.

Die ganze Prozession dauert mit kurzer Pause nicht weniger als sechs bis sieben Stunden. Beginn um fünf Uhr, Ende gegen Mitternacht, oft weit später. Die armen Geschöpfe tun einem wirklich leid. Denn die Anstrengung ist ungeheuer. Alle zwanzig oder dreißig Schritt macht der Zug Halt. Und nun müssen die Darstellerinnen an jeder Haltestelle ihre Rolle spielen, natürlich stumm, nur pantomimisch. Dies aber ist bei der Geschraubtheit aller theatralischen Bewegungen in Japan eine schwere, sehr schwere Aufgabe. Kein Schritt ist natürlich. Überall Spannung, überall muß der natürliche Impuls in vorgeschriebene Gebärde umgebogen werden. Schön ist daher ein solcher Anblick nicht, aber interessant. Er zeigt uns ein

Stück des alten Japan, in dem alles in strengste Formen gebannt war, alles „kanonisiert“.

Im Sommer soll es vorkommen, daß einzelne Geishas ohnmächtig zusammenbrechen. Man muß sich nur wundern, daß dies nicht bei allen der Fall ist.

Tokyo, Sonntag, 14. Dezember 1879.

Ich übe mich jetzt fleißig im japanischen Bogenschießen. Die Bogen sehr stark, daß sie nur mit Mühe gespannt werden. Übungssache.

Auf dem Dache meines Hauses ließ ich mir eine Plattform errichten. Aussicht großartig nach allen Richtungen. Leider ist der Fuji teilweise durch Zweige einer großen Keyakigruppe verdeckt.

26.—31. Dezember 1879.

Ausflug nach Atami-Hakone. Atami mit Rücksicht auf die Anlage von Badeetablissements studiert. Es eignet sich trefflich, nur kommt der bis jetzt gänzlich unbenutzte nördliche Teil des Dorfes in Betracht. Herrliche Spaziergänge in der Umgebung. Die Aussicht aufs Meer mit feinen Inseln, Buchten, auf ganz Idzu und den Fujiyama gehört zu den Eindrücken, die einem bis ans Lebensende bleiben.

Tokyo, 9. Februar 1880.

Gestern abend mich schwer geärgert. Das zwei Monate alte Kind des russischen Gesandten v. Struve schrie sich einen leichten Nabelbruch an den Leib. Die Mutter ist unstreitig die gescheiteste, wenn auch nicht die hübscheste unter allen fremden Frauen hier. Sie steckt ein halbes Dutzend Diplomen in die Tasche. Dabei ist sie eine ausgezeichnete Mutter und pflegt ihre Kinder, vier Mädchen, mit ebenso viel Verstand wie Liebe. Freilich hat sie an den vier mitgebrachten europäischen Frauen eine große Unterstützung. Da Schultze, der Hausarzt, nicht hier, schickte man nach mir. Ich legte Heftpflaster an. Aber die Frau fürchtete sich gleich davor.

Nach zwei Tagen mußte ich es entfernen. Ich sollte eine Bandage machen. Ich tat es. Das war aber auch nicht recht. Und ich hatte eine kleine Szene mit der erregten Dame. Sie entschuldigte sich nachher. Wäre sonst tatsächlich nicht wieder hingegangen.

Soll man nun so etwas bewundern oder es als Durchbruch der natürlichen menschlichen Animalität betrachten, wenn eine ruhige, sonst wirklich hochgefcheite Frau durch ihre blinde Mutterliebe sich derart hinreißen läßt, daß sie jeder Vernunft Hohn spricht, daß man sie kaum mehr für zurechnungsfähig halten kann? Ich finde eigentlich darin nur den Instinkt, der rein reflektorisch — nicht bewußt — erregt wird, sobald das Kind, das Junge, in Gefahr zu sein scheint. Die Löwin, die Katze macht es nicht anders, selbst das sanfte Huhn bekommt Mut, und der Mensch — verliert den Verstand.

Heute abend ging es dem Kinde gut. Das gestern schließlich doch wieder angelegte Heftpflaster scheint es nicht zu stören.

Tokyo, 23. Februar 1880.

Ein unerhörtes Verbrechen in Europa: Der Winterpalast in Petersburg ist in die Luft gesprengt. Wieder ist der Kaiser nur durch einen Zufall dem schrecklichen Tode entgangen.

Was soll da werden, da ausgerechnet Alexander, der erste wirklich humane Fürst Rußlands, vom Undank seines Volkes verfolgt wird? Und in Rußland ist man bei solchen Zuständen frech genug, von einem Kriege mit Deutschland zu träumen, nein zu reden!

25. Februar 1880.

Ostasiatische Gesellschaft. Mayet hält einen höchst interessanten Vortrag über die Brandfälle in Japan, speziell Tokyo, und macht Vorschläge zur Einführung der Versicherung.

Tokyo, 19. März 1880.

Heute Nachmittag bin ich von Iwasfa, dem Leibarzt des Kaisers, dem ich Unterricht gebe, zu einem großen japanischen Fest eingeladen. Dieses findet bei Nakamuraya statt. Außer mir waren noch einige deutsche Freunde mit Frauen und zahlreiche Japaner zugegen.

Der erste Tanz war „Takasago“, Geschichte der Kiefer (Matsu), der zweite „Streit um die Autorschaft eines Gedichtblattes“. Kein Mensch konnte aus dem Tanz erraten, was gemeint war. Der dritte Tanz war der bekannte Wälscherintanz, hübsch ausgeführt, munter, wahr, da aus dem Leben. Die beiden etwas älteren Mädchen (wohl vierzehn bis sechzehn Jahre), die in diesem Tanz auftraten, waren allerliebste Geschöpfchen, zart, fein, von edlen Gesichtszügen und ganz entschieden graziös, namentlich die eine. Sie hatte sich zuerst im Takasago produziert und störte mich durch ihre unschöne Erscheinung, durch den kolossalen Chignon und die albernen puppenhaften Bewegungen. Nachher, als sie in einfachem leichtfallendem geschmackvollen Kleide als waschen-des Mädchen mit dem Körbchen wieder erschien, war sie einfach entzückend. Das reiche tief schwarze Haar, leicht zu einem Knoten aufgeschürzt, stach ab gegen das weiße Gesicht — auf die Ferne sah man nicht, daß es geschminkt war. Sie hatte das rote Gewand von der einen Schulter abgestreift und trug dann nur noch ein ganz blaßgelbes mattseidenes Gewand. Dazu einen violetten mit Blumen durchzogenen Gürtel. Die Bewegungen voll Anmut und Natürlichkeit. Ich hätte mich fast in die kleine Fratze verguckt. Ich muß mich doch nach ihrem Namen erkundigen.

Natürlich saßen wir alle japanisch auf dem Boden. Um sieben Uhr mußten wir leider aufbrechen, da abends im Bandai ken unser Gefangensverein stattfand. Es wäre eigentlich jetzt erst recht die fröhliche Stimmung gekommen. Die Geishas, mir früher durch ihr unleidliches Gequieke und Schlagen ihrer Samisen, das Musik bedeuten soll, verhaßt,

machen mir allmählich Spaß. Seit ich die Sprache etwas besser verstehe, vermag ich mich mit ihnen zu unterhalten, gelingt mir zuweilen auch ein Witz. Und das ist die Hauptsache. Die Mädchen legen dann ihre Scheu vor dem Fremden ab, taugen auf. Kein Zweifel, daß diese Aspasien — die übrigens in puncto puncti schwer zugänglich sind — den geistig und ästhetisch gebildeteren Teil der Weiblichkeit Japans darstellen. Ihre Geschicklichkeit ist bewundernswert. Sie machen jedem Mann glauben, daß sie ihn bevorzugen, und zwar in einer Art und Weise, daß europäische Kokotten sich ein Muster daran nehmen könnten. Sie ziehen die Männer an, gestatten einen gewissen Grad von Vertraulichkeit, vertragen auch eine derbe Anspielung, machen sie wohl auch selbst, aber dann ziehen sie sich zurück, sehr wohl wissend, daß mit der Gewährung des letzten Wunsches ihre Macht sinkt. Immer hoffen lassen, nie ganz gewähren, ist ihre schlaue Devise. Gar mancher Japaner ist auf diese Weise ruiniert worden. Andere haben den richtigen Weg eingeschlagen, eine Geisha, wenn diese denn doch einmal ihr Herz gefangen hält, zu heiraten. So war die reizende Frau eines Ministers, die überall in fremder Gesellschaft verkehrt, früher Geisha.

Würden diese Mädchen von Jugend auf gute Musik und schöne Bewegung etwas mehr in unserem Sinne lernen, sie wären fast einzig in ihrer Art.

Tokyo, 20. März 1880.

Bei Bair zu Mittag. Nach Tisch zu einem Kranken nach Mita geritten. Zu Pferde von hier aus weiter über Berg und Tal nach Bairs Landgut in Meguro. Der Garten ist nunmehr fertig. Und mit dem Bau des ländlichen Häuschens wird soeben begonnen. Doch was mir vom heutigen Tage unvergeßlich bleiben wird, ist eine Szene, die ich dort erlebte.

Der Verwalter des Gutes, ein ordentlicher Mann, der uns allen gefiel, führte nach meiner Ankunft mein Pferd zum Stall. Nach etwa einer Viertelstunde kam ein Mann gerannt, wir möchten doch herüberkommen, der Aufseher sei in Ohn-

macht gefallen. Wir eilten hin und fanden den Mann auf der Erde im Arm eines andern. Er hatte geklagt, er fühle sich nicht wohl, wolle sich zu Haufe niederlegen. Auf dem Weg aber war er zusammengebrochen. Als ich ihn sah, war er noch leicht bei Bewußtsein. Auf meine Aufforderung bewegte er beide Hände. Er war also nicht hemiplegisch. Dagegen erschreckte mich seine auffallende Blässe. Diese nahm denn auch mit einer derartigen Geschwindigkeit zu unter gleichzeitiger Abnahme des Bewußtseins, daß ich rasch die Diagnose auf innere Blutung stellte, und zwar auf eine tödliche, vermutlich im Magen. Nachher eingezogene Erkundigungen ergaben, daß er anscheinend seit einem Jahre die Zeichen eines Magengeschwürs geboten hatte. Nach einer Minute war der Mann tot.

Was aber das Rührendste, ja geradezu erschütternd war, war das Benehmen der Mutter. Diese, eine schwache Greisin mit weißem Haar, kam auf die Nachricht, ihr Sohn sei bewußtlos umgefallen, herbeigestürzt und fiel in einem solchen wilden Schmerz über ihn her, daß es geradezu nötig war, sie zurückzuhalten. Da aber wehrte und bäumte sich das schwache Weib, wand sich und krümmte sich, bat, schrie, stöhnte, man soll sie doch zu ihrem geliebten Tanosuke lassen. Der Anblick war schrecklich. Es war die Löwin, der man ihr Junges entreißen will. Niemals hatte ich die wilde Macht der Mutterliebe sich mit derartig elementarer Gewalt äußern sehen. Und in Japan hatte ich so etwas erst recht nicht erwartet. Als wir sahen, daß die gute Alte ihrem Sohn nicht mehr schaden konnte, ließen wir sie herzu. Und da begann nun die schreckliche Szene aufs neue. Sie umfaßte den bleichen Körper des teuren Sohnes, schüttelte ihn mit einer Wut, die unter allen anderen Umständen Roheit gewesen wäre, hier aber die höchste Äußerung eines allgewaltigen erhabenen Naturtriebes. Dabei schrie — nein brüllte sie beständig mit gellender Stimme seinen Namen ins Ohr. Dazwischen kniete die Mutter nieder, mit ineinandergelegten erhobenen Händen Gebete murmelnd. Dann fiel sie wieder

über die Leiche her, die sie immer noch lebend wähnte. Das Bild war herzzerreißend. Aber: „Es wecket die Klage die Toten nicht auf.“

Ich ließ den Körper ins Haus bringen. Als nun hier den Angehörigen endlich der wahre Verhalt zum Bewußtsein kam, da war der Jammer und die Klage entsetzlich. „Tanosukesan!“ „Tanosukesan!“, tönte es immer und immer wieder, in allen wilden gellenden Stimmen, als müßten sie den Toten mit Gewalt wieder ins Leben rufen.

Die Katastrophe hatte unsere Sonntagsruhe gestört. Bair und Netto fuhren im Wagen nach dessen Wohnung in Surugadai. Ich ritt in mich gekehrt still zurück und stieß erst später wieder zu den Freunden.

Tokyo, 10. April 1880.

Wo soll es mit den japanischen Finanzen hinaus? Heute steht Gold auf 60%, Silber auf 55% Agio! Wenn nur der Staat nicht Bankrott macht.

Selbst der Reis ist furchtbar teuer. Die armen Leute können kaum ihre Nahrung besorgen.

Tokyo, 13. April 1880.

Was doch die Japaner, selbst die einfachen Bevölkerungsschichten, Geschmack haben! Da hat mein Gärtner, freilich ein famoser Mensch, mir ein kleines Hügelchen im Garten angelegt und es mit Stein- und Pflanzengruppen so geschmackvoll dekoriert, daß ich mich freue, so oft ich es ansehe.

Samstag, 2. Juni 1880.

Nachmittags geben wir Konzert im Seyoken in Ueno zum Besten der Blindenanstalt. Äußerst lebhaftes Beteiligung, namentlich auch aus Yokohama. Eckert, der Dirigent, spielte mit einer 70 Mann starken Marinekapelle recht gut. Dann sang unser Gefangener vier Lieder.

Ich hatte einige Japaner eingeladen. Aber sie fanden wie

früher immer europäische Musik un schön. Ganz charakteristisch aber für die japanische Auffassung ist die allgemein verbreitete Meinung, daß das Konzert deshalb nicht gut gewesen sei, da der Gefangener und die Kapelle getrennt auftraten. Grund: da sie nicht gut zusammen eingeübt wären! Daher hätten sie nicht gewagt, zusammenzuspielen.

Tokyo, 22. Juni 1880.

Zu Hause finde ich Dr. Hashimoto, der in Deutschland studiert hat und jetzt ein berühmter Chirurg ist. Er will mich zu General Nodzu konsultieren. „Er hat aber bereits Kavernen.“ Also kann ich wohl nur das Todesurteil bestätigen.

Dann kommt Krien. Dann Netto. Dann Schultze. Mit diesem nach Ueno zu Gierke, der in einer Woche schon Auktion hält. Gierke ist ein feingebildeter, sehr energischer Mann, aber leider immer kränklich. Aus diesem Grunde haben auch die Japaner, ohne ihm etwas zu sagen, einen anderen engagiert. Daß sie es taten, lag im Interesse unserer Anstalt, aber das Wie war sicher unrichtig.

Gestern nachmittag seit langer Zeit zum erstenmal wieder Sitzung des Central Board of Health im Naimusho.

Nach der Sitzung teilt mir Präsident Hosokawa, ein sehr vernünftiger einsichtiger Herr, mit, daß mein Vorschlag zur Bäderreform ins Japanische übersetzt und von ihm mit einer Vorrede versehen, jetzt überall verteilt werden soll. Meine Schrift war ja eigentlich für die Regierung bestimmt, nicht für das Publikum. Aber vielleicht findet am Ende doch die Idee auf diese Weise Eingang.

Tokyo, 23. Juni 1880.

Mit Hashimoto zu Nodzu. Konstatiere eine verkäufende Pneumonie links oben mit raschem Zerfall. Der Mann, robust gebaut, hat noch eine gute Muskulatur. Davos könnte ihn retten. Hier in Tokyo wird er wohl dran glauben müssen. Hohe klimatische Kurorte gibt es hier noch nicht, obwohl ich mir längst die größte Mühe gab, ihre Errichtung anzu-

regen. Hakone, Ikao, Kusatsu wären schon gut. Aber es fehlt an Ärzten.

Tokyo, 26. Juni 1880.

Abends sieben bis acht Uhr in der Medizinischen Gesellschaft Fortsetzung meines Vortrags über gynäkologische Untersuchung. Ob die Leute wohl alles verstehen, was ich ihnen in möglichst populärer Form erzähle und ans Herz lege?

Tokyo, 7. Juli 1880.

Frauenwirtschaft: besuche nach Tisch Frau F., der die Warze beim Stillen wehtut, Frau L., die schon wieder Fieber hat, nachdem sie gestern frei war, Frau D., die wieder hysterisch ist, Frau v. S., die wissen will, ob ihre Kinder nach dem Husten schon wieder ins Freie dürfen usw. usw.

Tokyo, 13. Juli 1880.

Gestern begannen die großen Sommerferien, dauern bis 11. September. Diesmal wegen meiner Nierenbeschwerden Einschalten einer Pause ernstlich notwendig. Aber hier habe ich keine Ruhe. Beweis: heute acht Uhr Frau Fenollofa. Dann nach Hause, dann Frau Suyekawa und ihre vier Kinder untersucht, dann Prinz Nabeshimas beide Kinder in Nagataco, über die ich während der Abwesenheit ihres Vaters in Europa die ärztliche Aufsicht führe. Schicke diese ins Seebad. Falls es in Katafse zu heiß, nach Nikko. Dann Frau Denison besucht, der es endlich besser geht. Bei Bair mit feinem Schwager Bing aus Paris zu Mittag. Dann zum Schneider, dann nach Hause, einige Anfragen beantwortet, dann ins Naimusho, Sitzung des Gesundheitsamts.

Tokyo, 14. Juli 1880.

Zum Tollwerden! Immer wenn ich fort will, erkrankt irgendeine Frau oder bekommt eine ein Kind.

Tokyo, 30. Juli 1880.

Noch immer in Tokyo! Werde, da schon spät, die Schwefelbäder in Kusatsu aufgeben und direkt nach Ikao oder vielmehr in das nahe bei Ikao gelegene Schwefeldampfbad Mushiya gehen.

Tokyo-Mayebashi, 4. August 1880.

Abreise in einem Wagen von zweifelhafter Güte nachts zwei Uhr. Schauerliche Mähren wie immer. Schöner Sternhimmel. Herrlicher Sonnenaufgang. Unbeschreiblich der goldene Duft über und vor den Bäumen.

In Konosu, dreizehn Ri von Tokyo, Mittagessen. Was wird aus all den Wirtshäusern längs des Nakasendo, wenn jetzt die geplante Eisenbahn den ganzen Verkehr monopolisiert?

Als ich am Fluß ankomme, sind sämliche Brücken durch die starken Wasser weggerissen. Große Umwege. Da die Pferde schlecht, kommen wir statt um zwei Uhr erst um sieben Uhr abends in Mayebashi an. Interessant zu sehen, wie ganze Dörfer oder Städtchen eigentlich fast nur aus Bordellen bestehen. Wovon die zahlreichen Inassen eigentlich leben, mir nicht recht klar. In Mayebashi die Leute wie gewöhnlich recht unfreundlich. Kein Wirt will einen Fremden beherbergen.

5. August 1880.

Ab Mayebashi, in Jinrikisha morgens sieben Uhr. Shibukawa (drei Ri) neun Uhr. Zu Fuß nach Ikao. Wie immer überaus freundlich aufgenommen.

Nachmittags sofort nach dem eine Stunde oberhalb Ikao (1100 Meter) gelegenen Schwefeldampfbad Mushiya. Hatte nämlich die Absicht, wegen beständiger Furunkel und Rheumatismus die dortigen Bäder zu gebrauchen. Diese sind aber in derartigem Zustand, daß mir jede Luft dazu vergeht. Beschränke mich daher auf Ikao. Kusatsu wäre freilich das Beste gewesen. Ikaos Mineralwasser sehr schwach, enthält

kleine Mengen Eisen, etwas Kochsalz und schwefelloses Natron. Die Bäder 46 Grad warm, also zum langen Verweilen ungeeignet, doch wäre dies hier notwendig. Will sehen, was sich machen läßt. Ich trete dieses Jahr als eine Art Reformator auf in Ikao, wie ich dies in meiner kleinen Denkschrift an das Naimusho* über den Zustand der japanischen Bäder und was aus denselben gemacht werden könnte, darlegte. Das Ministerium ist dafür „sehr dankbar“, ließ sie übersetzen, drucken, verteilen, hat aber leider nicht die Mittel, die Reformen durchzuführen. Da ich nun Ikao gerade als Beispiel nahm, und daran alle Einzelheiten der nötigen Verbesserungen erläuterte, will ich versuchen, was die Leute aus sich selbst machen können und wollen.

Ikao, 17. August 1880.

Die vergangenen vierzehn Tage viel Ärger, aber auch manche Genugtuung, vor allem die, daß meine Pläne in Ikao guten Boden fanden. Zunächst sollen die Wege nach der Trinkquelle Yumoto instand gesetzt und dann ein ordentlicher Weg nach Mushiya und Harunasee in Angriff genommen werden. Straßenpolizei wird eingeführt. Der Lärm der Geishas und der Huren soll aufhören, indem diese Damen an das Ende des Dorfes verbannt werden.

Tokyo, 3. November 1880.

Geburtstag des japanischen Kaisers. Traurig zu sehen, wie wenig das Volk hier Anteil an seinem Herrscher nimmt. Die Häuser müssen polizeilich beslaggt werden. Von selbst würden es die wenigsten tun.

8. November 1880.

Gehe allein nach Enoshima. Wetter unbeschreiblich schön. In drei Stunden durch Tal und über Hügel teils zu Fuß, teils mit Jinrikisha nach Kamakura, der alten Hauptstadt

des Landes unter Yoritomo vor 600 Jahren. Nichts, gar nichts ist mehr übrig von der Stadt. Nur der berühmte „Tempel des Hachiman“ steht noch in seinem schönen Fichtenhain, aber auch nicht mehr der alte. Zwei Kilometer davon der berühmte Daibutsu, eine sitzende Bronzestatue Buddhas. Schönes und edles Antlitz. Die japanische Regierung dachte vor zehn Jahren daran, die herrlichste Bronze, die Japan besitzt, an die Fremden zum Metallwert zu verkaufen! So sehr war alles Verständnis für Pietät und Nationalität erloschen. Glücklicherweise wurde nichts aus dem Handel. Heutzutage wird der Daibutsu als eine Art Kuriosum behandelt. Ein junger Priester hat das Recht erworben, ihn zu photographieren, wie er will. Und es ist Sitte, daß Fremde oder Japaner, sobald sie am Daibutsu sind, sich auf dessen Händen oder Knien placieren und sich in dieser Stellung photographieren lassen. Eine schändliche Profanation, um so schlimmer, als der Gedanke dazu von einem Priester ausging! Ich gestehe, ich habe mich selbst einmal in einer Weinlaune so photographieren lassen!

Über einen flachen Hügelrücken weg — dann in wenigen Minuten ans Meer bei Shichirihama, für mich der schönste Punkt in Japan. Die nächst angrenzenden Dünen kahl. Das Meer schlägt mit gewaltiger Wucht an den Strand, links das halb mit Fichten, halb mit Kamelien, Kampferbäumen, Palmen bedeckte Iwamurasaki, noch weiter links die Halbinsel Sagami. Vor uns im Meere die rauchende Vulkaninsel Ooshima. Rechts das Felseiland Enoshima, durch einen flachen, kaum über die Wasseroberfläche hervorragenden Damm mit dem Festland verbunden. Über den Damm weg aber grüßt uns der großartige schneebedeckte Fuji, der in seiner unberührten Majestät vor uns aus dem Meer steigt. Weiter nach rechts liegt Oyama, neben dem Fuji das Hakonegebirge und noch weiter links die Berge von Idzu.

* Ministerium des Innern

Tokyo, 18. November 1880.

Abends Bair bei mir. Er steht mit den Japanern, d. h. mit den maßgebenden Kreisen, wegen Gründung einer Gesellschaft zur Entwicklung der wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes, vor allem zur Hebung von Ackerbau und Handel, in Unterhandlung. Bair ist ein reicher Mann. Die Japaner wissen, daß ihm nicht besonders viel daran liegt, noch mehr Geld zu verdienen. Er wartet daher ruhig das Anerbieten ab. Das eine ist über jeden Zweifel erhaben, daß es keinen Menschen gibt, der den Japanern so viel für ihre Entwicklung in nationalökonomischer Beziehung nützen kann als Bair. Mögen die Unterhandlungen zu einem günstigen Ziele führen, zum Wohle Japans.

Tokyo, 29. November 1880.

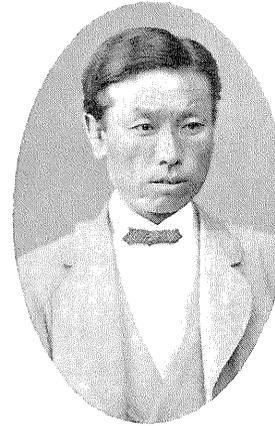
Vormittags Lehrerkonferenz, in der aber nicht viel beschlossen wird, unter meinem Präsidium. Das scheint jetzt sicher zu sein, daß die meisten Lehrer an unserer Medizinschule keine neuen Kontrakte mehr erhalten. Auch an allen andern wissenschaftlichen Instituten soll sich die Zahl der fremden Angestellten schnell vermindern. Schultze, mein Nachbar und Freund, verläßt zu meinem größten Bedauern Japan. Er könnte bleiben von seiten der Japaner. Aber seine Militärverhältnisse gestatten es ihm nicht.

Japanische Finanzen stehen wieder einmal gründlich schlecht. Die Regierung will jetzt ihre Fabriken usw., die sie, gegen den Rat wohlmeinender Fremden, bis jetzt von sich aus errichtete und somit alle natürliche Entwicklung der freien Industrie von vornherein unterband, verkaufen. Denn alles wird durch Beamtentum zu teuer hergestellt und zu teuer unterhalten.

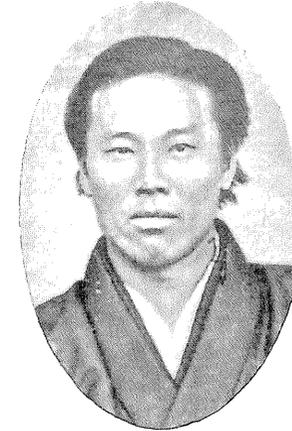
Tokyo, 30. November 1880.

Photographien im Insatsukioku abgeholt. Daß man in diesem Staatsamte billiger photographiert, als irgendein

FÜHRENDE STAATSMÄNNER
des neuen Japan



MARQUIS INOUYE



FÜRST ITO



MARSCHALL YAMAGATA



GRAF OKUMA

Photograph in der Stadt es kann, ist einer der besten Beweise für die verkehrte Art, in der die Regierung ihre industriellen Unternehmungen betreibt! Wie soll denn da Privatunternehmungsgeist erstehen?

Samstag, 18. Dezember 1880.

Nach Tisch der Attaché der französischen Gesandtschaft hier, um sich die nötigen Medikamente für eine zweimonatliche Jagdtour in China auszubitten. Er behauptet, ich hätte ihn geheilt, was der medizinischen Fakultät in Paris in neun Jahren nicht gelungen sei.

Tokyo, 12. Mai 1881.

Nachmittags war ich Zeuge eines traurigen Familienschicksals. Soyeshima*, einer der tüchtigsten Staatsmänner und Gelehrten Japans und ein Mann, der wegen seines edlen Charakters allgemein verehrt wird, konsultierte mich wegen seines einzigen Sohnes. Soyeshima ist ein Mann von würdigem distinguiertem Aussehen, fast chinesischem Typus, und ist in seiner Art schön; jetzt ist er ein Greis, vorzeitig gealtert, mit grauem langem dünnem Bart. Der Sohn ist unrettbar dem Tode verfallen, er hat Schwindsucht und kann nur noch ganz kurze Zeit leben. Vor einem Jahre verlor dieser seine heißgeliebte Mutter, und seit dieser Zeit welkte der hübsche neunzehnjährige Jüngling dahin, bis die Krankheit im Anfang dieses Jahres mit Wucht ausbrach.

Der Vater, ein Japaner vom guten alten Schlag, wußte seinen furchtbaren Schmerz wie ein Held zu unterdrücken. Wohl zuckte es zuweilen leise schmerzlich um seine Mundwinkel; aber er beherrschte sich und sprach mit ruhiger, aber fester Stimme. Mich beschlich unendliches Mitleid, als er bat, man möge doch das Leben seines Sohnes wenigstens noch um einige Tage oder Wochen zu verlängern suchen! Später sagte er: „Voriges Jahr verlor ich meine Frau und lebte seither nur

* Bild nach Seite 48

noch meinem Kinde.“ Wohl wollte er noch sagen: nun verliere ich auch ihn, aber sein Stolz schluckte das Wort hinter, er klagte nicht! Armer, ärmster Vater!

Welche Wohltat ist in solch einem Falle allvertrauender blinder Glaube! Aber Soyeshima hat keinen solchen Glauben; er träumt sich kein Jenfeits. Er ist Philosoph, Denker; er beugt sich dem Schicksal!

Tokyo, 19. Mai 1881.

Heute wurde ich zu Inouye, dem Minister des Auswärtigen, konsultiert, der seit längerer Zeit, das heißt seit einigen Monaten, an Gedächtnischwäche leidet und fast melancholisch darüber geworden ist, während er doch sonst ein überaus lebhafter Mann war. Inouye ist sehr talentiert, gebildet und einer der fähigsten Köpfe des modernen Japan. Er ist namentlich gewandter und deshalb zum Diplomaten geeigneter als die meisten anderen Japaner. Er hat eine eigenartige Karriere hinter sich. Chosiumann, hatte er es als einer der ersten Japaner erreicht, viel mit Fremden zu verkehren und Englisch zu lernen. Er war längere Zeit japanischer Vertreter in England. Vor etwa sechs Jahren wurde er Finanzminister, trat zurück und griff dann in einer Denkschrift die Regierung scharf an. Jetzt ist er, wie gesagt, Minister des Auswärtigen und füllt diesen Posten weit besser aus als sein Vorgänger.

Er ist ein kleiner Mann mit lebhaftem intelligentem Aussehen und ist derjenige Japaner, der sich die abendländische Kultur und Lebensweise am vollständigsten angeeignet hat. Bemerkenswert ist noch besonders, daß er seine siebzehnjährige Tochter ganz europäisch erziehen läßt.

Inouye hat drei wahrhaft enorme Narben auf seinem Körper, die er vor achtzehn Jahren erhielt, die eine am Rücken, die zweite am Hinterkopf, die dritte im Gesicht. Man muß sich nur wundern, daß er überhaupt am Leben blieb.

Tokyo, 21. Juni 1881.

Von Ikeda zu Okuma konsultiert. Okuma ist eine der wichtigsten Persönlichkeiten Neu-Japans. Er ist der Mann, der das schwierige Amt hat, die hiesigen Finanzen in Ordnung zu bringen, eine Danaiden-Arbeit.

Okuma tat, was er konnte, aber die Aufgabe ist zu groß. Von Natur ein fröhlicher Mensch, ist er in den letzten paar Jahren rasch gealtert und hustet nun etwas viel. Er ist noch jung, in der ersten Hälfte der vierziger, groß gewachsen, völlig bartlos, mit schlauen Augen und hat ein sympathisches Wesen.

Tokyo, 6. Juli 1882.

Matsuda, der Gouverneur von Tokyo, ist gestorben. Er litt an Magen- und Leberkrebs, und als ich ihn vor einem Monat zum ersten Male unterfuchte, mußte ich seinen Angehörigen und Freunden erklären, daß keine Hoffnung mehr für ihn sei. Er war ein kleiner, zart gebauter, lebhafter Mann mit feinem Gesicht, allgemein beliebt und für sein schwieriges Amt sehr geeignet. Seine Frau ist eine der intelligentesten Frauen dieses Landes. Sie liebte ihn innig, mit einer Liebe wie wenige Japanerinnen ihre Männer lieben. Ihr Anblick tat mir jüngst in der Seele weh. Der Schmerz drückte sie fast nieder und die Augen standen ihr voll Tränen, aber sie wußte sich doch zu fassen und ihre Würde zu wahren. Und wie sie noch lächeln konnte, solange ihr Mann sie sah, damit ihre Tränen ihn nicht um sein Schicksal besorgt machten! Wenn doch unsere europäischen Frauen in dieser Hinsicht ein Beispiel an den Japanerinnen nehmen und nicht ihren schwer kranken Angehörigen ihr Los durch verweinte Augen oder gar Schluchzen klar vorhalten wollten!

Tokyo, 25. August 1882.

Heute haben sie eine der Besten ihres Volkes hinausgetragen, die Frau des Kriegsministers und Generals Oyama. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, als sie, dem Kindbettfieber

erliegend, vor zwei Tagen die Augen für immer schloß. Sie war gleich beliebt bei den Fremden und bei den Angehörigen ihres eigenen Volkes, und diese erkennen wahrlich schwer genug gute Eigenschaften bei ihren Vornehmen an! Wie oft hatte ich bei festlichen Gelegenheiten meine Freude an dem reinen Gesicht, an ihrem unschuldig schelmisch kindlichen Lachen! Das letzte Mal sah ich sie noch blühend, an des Kaisers Geburtstag, und jetzt vor acht Tagen wurde ich an ihr Krankenlager gerufen, um sie bewußtlos, bleich und entstellt zu finden. Als ich sie sah, drei Wochen nach ihrer Erkrankung, war keine Hoffnung mehr. Aber Oyama wünschte, daß ich sie täglich besuche. Ich tat es und sah sie langsam, aber sicher dem Tod verfallen.

Wie empfand ich da nicht mit grimmem Schmerz die Ohnmacht der ärztlichen Wissenschaft, das menschliche Unvermögen!

Tokyo, 12. Oktober 1882.

Heute einen interessanten Kranken besucht: Itagaki, den früheren Minister und jetzigen Führer der Liberalen. Er ist unstreitig der populärste Mann in Japan, aber seine Pläne, Einführung amerikanischer Zustände in Japan, Errichtung einer Republik usw. kann jeder wahre Freund dieses Landes nur mit tiefer Bekümmernis betrachten. Diese japanischen Volksbeglückter nehmen ihre Stuart Mill, John Bright, Herbert Spencer in die Hand und wollen danach die Zukunft ihres Landes konstruieren. Sonderbare Theoretiker!

*Der Tod des Fürsten Iwakura**

Eines Abends, es war Anfang 1883, beobachtete ich auf der deutschen Gesandtschaft einen fein aussehenden jungen Mann. Wie sich nachher herausstellte, war es der Sohn des Fürsten Iwakura. Er trat auf mich zu und frug: „Können Sie mir

* Nach einer mündlichen Mitteilung von Erwin Bälz niedergeschrieben vom Herausgeber

bitte sagen, Herr Doktor, ob es ein bedenkliches Zeichen ist, wenn jemand starke Schluckbeschwerden hat?“ — „Wie alt ist der Betreffende?“ — „Zweiundfünfzig.“ — „Dann ist es vielleicht ein sehr ernstes.“ — „Es handelt sich um meinen Vater.“ — Als er mir noch einige weitere Symptome schilderte, äußerte ich meinen Verdacht auf Krebs in der Speiseröhre.

Etwa ein halbes Jahr hörte ich nichts mehr. Da wurde mir eines Tages mitgeteilt, daß mich ein Beamter vom Kaiserlichen Hausministerium und einer vom Kultusministerium dringend zu sprechen wünsche. Sie überbrachten mir den Bescheid, daß der Kaiser mich ersuchen ließe, mit dem nächsten Dampfer nach Kobe zu reisen, um den in Kyoto schwer erkrankten Iwakura Udaijin, den wichtigsten Staatsmann Japans, zu besuchen und ihn womöglich nach Tokyo zu bringen. Ich fuhr sofort mit einem Assistenten nach Kobe, wo alles zu meinem Empfang bereit war.

Der Fürst war sehr abgemagert und konnte nur noch mit größter Mühe Nahrung in kleinen Mengen zu sich nehmen. Ende Juni kamen wir in Tokyo an. — Da verlangte er von mir die unverhüllte Wahrheit zu hören. „Leider ist Ihr Zustand jetzt hoffnungslos. Ich sage Ihnen dies, Fürst, da Sie es ausdrücklich wünschen und da ich weiß, Sie haben Ihre Gründe, Gewißheit zu haben und Sie kümmern sich nicht um das Sterben.“

„Ich danke Ihnen. Ich werde demgemäß meine Anordnungen treffen. — Jetzt aber habe ich noch eine Bitte an Sie. Wie Sie wissen, ist Staatsrat Ito in Berlin. Er soll Japan eine neue Verfassung mitbringen. Ich aber muß ihm notwendig vor meinem Tode mein Vermächtnis übergeben. Ich werde ihn daher, wenn irgend möglich, sofort abberufen und ihm die Weisung geben, auf dem nächsten Dampfer sich einzuschiffen. Bis zu seiner Rückkehr aber verfließen noch viele Wochen. Bis dahin müssen Sie mich aufrechterhalten. Nicht wahr, Sie können es?“ Und er fügte noch leise hinzu: „Es handelt sich ja nicht um mich.“

„Ich werde mein Möglichstes tun.“

Aber es war nicht mehr möglich. Die Symptome der Verschlimmerung steigerten sich zusehends. Er war fast dem Verhungern preisgegeben. Es verstrichen lange bange Wochen. Da sah ich das Ende bevorstehen. Ich erklärte ihm, jede Stunde könne seine letzte sein. Da hieß er den Staatsrat Inouye zu sich rufen. Er bat ihn, dicht neben ihm zu knien, denn seine Stimme war heiser. Auf der andern Seite kauerte ich währenddessen einige Schritte von ihm entfernt, jederzeit bereit, ihm eine Injektion zu geben. Und nach jedem Mal einige Augenblicke dem Tode abgeizend, flüsterte, röchelte er buchstäblich dem Vertrauten sein Vermächtnis ins Ohr.

So starb Fürst Iwakura, unzweifelhaft einer der bedeutendsten Männer aus der Restaurationszeit des neuen Japan. Stählerner Wille war der Ausdruck jeder seiner Fasern, der sich auch in seinen scharfen und raffigen Zügen ausprägte*.

DIE NEUE HEIMAT

1880—1896

Nachdem die Aufzeichnungen von Bälz schon vom Jahre 1881 immer spärlicher werden, hören sie 1883 fast gänzlich auf, um erst mit dem Jahre 1888 wieder zu beginnen.

In diesen Zeitraum fällt sein erster Heimaturlaub, wo er den Kontakt mit der europäischen Geisteswelt aufsuchte. — Im übrigen aber sind dies die Jahre des Übergangs, in denen sich Bälz auf das intensivste mit dem Studium des japanischen Landes und Volkes befaßt, dessen Kenntnis er als die notwendige Grundlage für seine Tätigkeit betrachtet. Jede Gelegenheit benützt er, um längere und, da ohne Eisenbahn, oft recht beschwerliche Reisen in das Innere des Landes zu unternehmen, wobei er meist wissenschaftliche Aufgaben damit verknüpft, wie Erforschung von Krankheiten, Höhenluftkurorten, Bäderanlagen usw. — Gleichzeitig erkennt er immer mehr die Bedeutung der alten japanischen Kulturwerte, für deren Erhaltung bzw. Wiederbelebung er sich auf das lebhafteste einsetzt. Er fühlt in sich langsam eine „Wandlung“ vor sich gehen, die er auch offen eingesteht.

„Wer ein fremdes Volk verstehen will, der muß sich notwendig in dasselbe, in seine Denk- und Auffassungsweise einzuleben versuchen, um aus dieser heraus die Anschauungen und Gebräuche zu erklären. Er muß die Sprache lernen, er muß mit den Leuten ungezwungen direkt verkehren können und muß sich bemühen, ohne alle vorgefaßte Meinungen die Zustände und Menschen objektiv zu beurteilen. Wer das nun tut, der fühlt bei längerer Berührung mit einer fremdartigen Kultur eine eigentümliche Wandlung mit sich vorgehen. Je länger er studiert, um so vorsichtiger, um so zurückhaltender wird er mit seinem Urteil. Er sieht die Schwierigkeiten des Erkennens und des gerechten Urteilens. Er findet, daß die Leute, welche in Leben und Sitte eines fremden Volkes so

* Bild nach Seite 48

vieles lächerlich finden, eigentlich nur sich selbst lächerlich machen, da sie über Dinge spotten, die sie nicht verstanden haben.“ (Über japanisches Familienleben.)

In dieser Neueinstellung findet er denn auch jetzt im fremden Lande in Hana Arai* seine treue Lebensgefährtin, die traditionell, feelisch und geistig völlig in altjapanischen Anschauungen wurzelnd, ihn noch tiefer in das Verständnis des sonst dem Fremden verschlossenen japanischen Wesens einführt und ihm somit das Land seiner Tätigkeit zu einer zweiten Heimat gestaltet.

Von seinen Arbeiten gelangten in dieser Zeit zur Veröffentlichung auf dem Gebiete der

Japankunde: „Die Zukunft Japans“, in Meyers Konversationslexikon 1881.

Anthropologie: „Die körperlichen Eigenschaften der Japaner, eine anthropologische Studie. I. und II. Teil“, 1883. — Diese Monographie bildet noch heute die Grundlage aller Forschungen auf diesem Gebiete.

Medizin: Außer den von ihm schon 1878 entdeckten „Lungendistoma“ in Japan:

Das japanische Fluß- oder Überschwemmungsfieber. Eine akute Infektionskrankheit. 1879.

Über parasitäre Hämoptoe (*Gregarinosis pulmonum*). 1880.

Zur Physiologie der Schrift. Nebst Entgegnung. 1880 und 1881.

Über das Verhältnis der multiplen peripherischen Neuritis zur Beriberi. 1881.

Über einen geheilten Fall von *Lepra tuberosa*. 1882.

Infektionskrankheiten in Japan, mit besonderer Berücksichtigung der Kakke (Beriberi). 1882.

Über einige neue Parasiten des Menschen. 1883.

Über permanente Thermalbäder. 1884.

Beiträge zur Lehre von der *Lepra*. 1885.

* Bild nach Seite 96

Das Nervensystem bei fibrinöser Pneumonie. 1886.

Zur Lehre von der Überanstrengung des Herzens. 1887.

Die Krankheiten der Atemorgane, mit spezieller Rücksicht auf Japan. In 2 Bänden. 1890.

Einige hier folgende kurze Auszüge aus seinen teils späteren Veröffentlichungen, aber in diesen Zeitraum fallenden Arbeiten mögen eine skizzenhafte Andeutung von der Fülle seiner damaligen Tätigkeit vermitteln.

Aus dem Vorwort zu Kano, „Jiu-Jitsu“.*

Im Anfang der modernen Ära, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, machte Japan eine sonderbare Periode der Verachtung alles Einheimischen und Eigenen durch. Die eigene Geschichte, die eigene Religion, die eigene Kunst erschienen nicht der Rede wert, ja man schämte sich ihrer. Alle körperlichen Übungen, Schwertfechten, Jiu-Jitsu wurden in den Bann getan. Die damals junge Generation und auch ihre Lehrer hatten für nichts Sinn als ausschließlich für Lernen, Lernen, nämlich der europäischen Wissenschaft. Die Studenten an der Kaiserlichen Universität waren schlecht genährte, überanstrengte Jungen, die oft buchstäblich ganze Nächte durcharbeiteten und sich keinerlei körperliche Ruhe oder Übung gönnten, so daß sie oft vor den Prüfungen zusammenbrachen oder gar Todesfälle eintraten.

Ich versuchte damals alles, um darin Wandel zu schaffen. Aber meine Bemühungen bei den Behörden um Errichtung einer Turnhalle und eines Turnplatzes waren vergeblich. Da ich in dem altjapanischen Schwertfechten, dem Ken-jitsu, eine sehr gute gymnastische Methode erkannte, so empfahl ich dieses, aber es wurde als roh, und da man gelegentlich einen schmerzhaften Hieb auf den Kopf bekam, als gefährlich zurückgewiesen, da man dadurch verdummen könne. Erst als ich, um diese Vorurteile zu entwerfen, selbst bei dem berühmtesten Fechtlehrer, Sakakibara, Unterricht nahm, und

* Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart

als dies in den Zeitungen bekannt wurde, erwachte das Interesse für das alte Fechten wieder. Denn wenn ein Fremder und noch dazu der Professor der Medizin an der damals einzigen Universität des Landes ein Jünger dieser Kunst wurde, so konnte sie weder in den Augen des Westens barbarisch noch gesundheitsgefährlich sein.

Um diese Zeit war es auch, daß ich zuerst die Bekanntschaft mit Jiu-Jitsu machte. Es war bei einem Besuch in der Provinzhauptstadt Tshiba. Als beim Gouverneur die Rede auf die moderne Erziehung kam, klagte ich über den Mangel an Interesse für jeden Sport unter der schwächlichen Jugend der höheren Stände. Der Gouverneur war ganz meiner Ansicht, und er bedauerte namentlich, daß eine ausgezeichnete, früher in Japan vielgeübte Kunst, nämlich Jiu-Jitsu, so ganz außer Gebrauch gekommen sei. Es werde eigentlich nur noch in seiner Stadt gepflegt, wo ein alter Lehrer, Totsuka, seine Polizisten darin unterrichte, die ganz Erstaunliches leisteten, und bei Verhaftung von Verbrechern den größten Vorteil davon hätten. Er veranstaltete am nächsten Tag eine große Vorstellung, wobei der über siebzigjährige Totsuka zuerst die Prinzipien von Jiu-Jitsu auseinandersetzte und die einzelnen Griffe vormachte. Ich sah Dutzende von Wettkämpfen, und die Leistungen waren so erstaunlich und es wurden scheinbar so halsbrecherische Griffe und Bewegungen und Würfe ohne den geringsten Schaden für die Kämpfenden ausgeführt, daß ich mir sagte, hier sei eine ideale Form der Gymnastik für meine Studenten.

Aber wieder hatte ich in Tokyo kein Glück. Der Direktor der Medizinischeule und die anderen Herren an der Universität und im Unterrichtsministerium wollten von meinem Vorschlag, die Jiu-Jitsu-Leute von Tshiba zu einer Vorstellung nach Tokyo zu rufen, nichts wissen. Die Studenten, meinten sie, seien zur geistigen Arbeit da. Eine Kunst, die früherer Zeit, wo man sich gegen Bewaffnete zu schützen hatte, berechtigt war, habe jetzt keinen Zweck mehr. Auch meine Bemerkung, daß es sich ja nur um die gymnastische Seite der Sache

handle, fruchtete nichts. Da wollte ich gleich wie beim Fechten auch das Jiu-Jitsu selbst vordemonstrieren. Aber leider fand sich kein Lehrer zum Unterricht bereit, denn man fürchtete, ich könnte mich mit meinen dreißig Jahren ernstlich verletzen, da man schon im Knabenalter mit Jiu-Jitsu beginnen müsse.

Aber inzwischen hatten doch auch einige aktive und frühere Studenten der Universität Jiu-Jitsu aufgenommen, und namentlich der junge Gelehrte Kano, der das Jiu-Jitsu weiter entwickelt hat und dem vor allem seine Popularisierung zu verdanken ist, wurde sein eifrigster Apostel. Als auch er und seine Kameraden baten, daß die Universität die Jiu-Jitsu-Kämpfer aus Tshiba kommen lassen möge, wurde endlich willfahren und es fand ein großer Wettkampf in der Aula der Universität statt. Dabei zeigte sich freilich auch, wie viel Übung die Erlernung der Kunst erforderte. Denn von all den jungen Männern in Tokyo war keiner, selbst Kano nicht, der als Gegner für irgendeinen der Polizeioffiziere in Frage kam.

Tags darauf kam der alte Totsuka mit seinem besten Schüler Sato zu mir, um mir für meine Bemühungen zu danken. Ich sehe ihn noch heute vor mir, den ehrwürdigen Greis, wie er mit Tränen der Freude und Rührung in den Augen vor mir stand und mich um mein Bild bat, das er bis ans Ende seines Lebens verehren werde. Es sei zwar beschämend für ihn als Japaner, daß ein Ausländer seinen Landsleuten habe sagen müssen, was sie an Jiu-Jitsu haben, aber er wisse doch jetzt, daß seine geliebte Kunst wieder zu Ehren kommen werde, und so könne er in Frieden in die Grube steigen.

*Aus einem Vortrag „Über vegetarische Massenernährung und über das Leistungsgleichgewicht“**

... Ich glaube aber, es gibt noch einen anderen Standpunkt als den der Chemodynamik oder Chemostatik, den Standpunkt, der nicht die Kalorien, sondern die Leistungsfähigkeit

* Der Vortrag wurde 1901 gehalten, die hier angeführten Versuche fanden aber um 1880 statt

des Organismus, das „Leistungsgleichgewicht“ als Maßstab für den Wert einer Nahrung ansetzt, den Standpunkt, der eine gebräuchliche Nahrung darauf prüft, ob bei ihr ein Mensch, in seinen gewohnten Bedingungen gelassen, nach längerer, zum Beispiel einmonatiger starker Arbeit noch imstande ist, dieselbe Arbeit mit derselben Leichtigkeit wie im Anfang zu verrichten ohne Verlust an Körpergewicht. Das Belassen in den gewohnten Verhältnissen bei der Arbeit halte ich für wesentlich.

Von großer Bedeutung ist ferner das subjektive Verhalten, das Befinden, die Stimmung, die Arbeitslust, und diese sind bei einzelnen Menschen bei derselben Nahrung außerordentlich verschieden. Gerade dieser subjektive Faktor, die „persönliche Gleichung“, wie man es mit einem aus einer anderen Wissenschaft entlehnten Ausdruck vielleicht am besten bezeichnen kann, ist sehr wichtig, wie ein jeder weiß, der sich selbst beobachten gelernt hat. Die Analyse der Nahrung, der Atemluft, des Urins, der Fäzes sagt uns, wieviel Kalorien aus der Nahrung gemacht werden können und wieviel davon verbraucht und auf welche Weise sie verbraucht worden sind. Aber ob mit Mühe oder mit Beschwerden, und mit wieviel nervösem Verbrauch diese Kalorien unserem Körper nutzbar gemacht worden sind, das sagt uns die Analyse nicht.

Also, ich meine, wir müssen an die Stelle des Stickstoffgleichgewichts oder an die Stelle der Chemodynamik und Chemostatik die wahre physiologische Leistungsprobe setzen. Diese Leistungsprobe ist natürlich nicht so leicht in bestimmte wissenschaftliche und mathematische Formeln zu bringen. Das ist sehr bedauerlich, aber es darf uns doch nicht abhalten, diesen, wie mir scheint, naturgemäßen Weg zu verfolgen. Hätte man die Leistungsfähigkeit in dieser Weise geprüft, so wären viele verkehrte Dinge über die Unzulänglichkeit gewisser Nahrungsweisen nicht geschrieben worden.

Ich habe mich von Anfang an bemüht, Versuche in dieser Richtung anzustellen. Ich hatte zwei Wagenzieher, zwei kräftige junge Männer, einen von zweiundzwanzig, einen von

fünfundzwanzig Jahren. Die Leute hatten jahrelang denselben Beruf verfolgt. Ich beließ ihnen ihre Nahrung, es wurde ganz genau gemessen, was sie aßen, was sie tranken, und es wurden in der bekannten Weise die chemischen Bestandteile der Nahrung festgestellt. Die Leute bekamen einen bestimmten Auftrag. Sie sollten mich, einen 80 kg schweren Mann, während drei Wochen täglich 40 km weit im Dauerlauf ziehen. Das erscheint als eine ziemlich große Leistung, es ist aber weniger, als zu was die Leute sich erboten. Für meinen Zweck war das vollständig ausreichend. Denn wir erachten einen Marsch von 40 km als etwas recht Respektables, aber einen erwachsenen Mann an einem sonnigen Auguftage 40 km den Tag im Lauf zu ziehen, das ist etwas mehr, als man gewöhnlich bei uns verlangt.

Diese Leute haben aber während des Versuchs ihre frühere Nahrung beibehalten, deren Fettgehalt weniger als die Hälfte des Voitschen Satzes betrug, während der Eiweißgehalt von 60—80% des Postulats schwankte. Die Kohlehydrate dagegen wurden in außerordentlich großen Mengen in Gestalt von Reis und Kartoffeln, von Gerste, von Kastanien, von Lilienwurzeln und anderen dort gebräuchlichen Nahrungsmitteln zugeführt. Nach vierzehn Tagen habe ich die Leute gewogen. Der eine hatte sein Gewicht nicht verändert, der andere hatte $\frac{1}{2}$ Pfund an Gewicht zugenommen. Nach diesen vierzehn Tagen bot ich nun den Leuten an, ihnen Fleisch zu geben. Sie waren sehr dankbar, denn Fleisch galt ihnen als Luxus. Ich ersetzte also einen Teil der Kohlehydrate durch eine entsprechende Menge Eiweiß — nicht ganz so viel, wie es Voit verlangte, aber doch eine ziemlich hohe Menge. Die Leute aßen das mit Vergnügen, aber nach drei Tagen kamen sie und baten mich, das Fleisch wieder herabzusetzen und es ihnen erst nach Vollendung ihrer Probezeit zu geben, denn sie fühlten sich zu müde, sie könnten nicht so gut laufen wie vorher. Dann gab ich wieder die ursprüngliche Nahrung bis zum Ende des Versuchs, und das Resultat blieb daselbe. Der eine blieb auf seinem Gewicht, vielleicht mit 100 g Unterschied, bei dem

ändern war etwas weniger als $\frac{1}{2}$ Pfund Zunahme zu konstatieren.

Nun haben die Leute drei Wochen lang eine unzweifelhaft bedeutende Leistung vollbracht. Und das bei einer nach früheren Theorien absolut unzureichenden Nahrung! Sie waren sodann am 22. Tage bereit, noch mehr zu leisten als bisher, zum Beweise, daß sie sich nicht geschwächt fühlten!

Ich will Ihnen noch größere Leistungen mitteilen bei einer solchen Nahrung. Ich führe nur an, was ich selber gesehen habe. Zu dem Wege von der Hauptstadt Tokyo nach Nikko — dieser Ort liegt im Gebirge und es sind 110 km — brauchte ich im Sommer mit einem Wagen bei sechsmaligem Pferde- wechsel — es wurde die Nacht durchgefahren, weil es furchtbar heiß war — von abends 6 Uhr bis morgens 8 Uhr, das sind vierzehn Stunden. In demselben Augenblick, als wir aus der Stadt Tokyo hinausfahren, sah ich einen Japaner in einer Jinrikisha sitzen und fragte, wo er hingehe: — er gehe auch nach Nikko. Dieser Mann wurde von einem Menschen auf der ganzen Strecke gezogen. Und während wir sechsmal die Pferde wechselten, kam er nur um eine halbe Stunde nach uns an. Dieser eine japanische Wagenzieher hatte also einen erwachsenen Landsmann, der durchschnittlich 54 kg schwer ist, 110 km weit im Lauffschritt in $14\frac{1}{2}$ Stunden gezogen — bei nur vegetarischer Nahrung!

Einen andern genau analogen Fall habe ich ebenfalls beobachtet, wobei der Wagenzieher sich erbot, am nächsten Tag noch 60 km weit den Wagen zu ziehen.

Das ist die Art, wie ich glaube, wie man Versuche und Beobachtungen über eine Volksernährung anstellen soll.

Aus Schmiedel, „Die Deutschen in Japan“ (über Bälz).

Mich interessierten an seiner Tätigkeit besonders seine feinsinnigen Untersuchungen über Fuchsbefessenheit und religiöse Ekstase und seine große Kraft der Suggestion. Bei einem besonders anziehenden Fall war ich selbst zugegen. In einer Abendgesellschaft trat er an mich heran und fragte mich:

„Wollen Sie morgen eine Blinden- und Lahmenheilung sehen?“ Ich sagte natürlich sofort zu. Vor drei Wochen war eine arme Frau aus dem Innern des Landes bei ihm eingeliefert worden, die weder sehen noch gehen konnte. Seit fünf Jahren war sie in diesem beklagenswerten Zustand. Da hörten ihre Verwandten von dem Wunderarzt in Tokyo und brachten sie über eine Tagereise weit in seine Klinik. Die Untersuchung ergab, daß sie nicht organisch erkrankt war, sondern an schwerer Hysterie litt und dadurch den Gebrauch der Organe seit Jahren verloren hatte. Bälz besprach sich mit seinen Assistenten und erklärte der Frau: „Von heute in zwanzig Tagen, nachmittags um zwei Uhr werden Sie wieder gehen und sehen können.“ Jeden Morgen wurde ihr mitgeteilt: „Der große Tag der Heilung ist vierundzwanzig Stunden näher gerückt.“ Endlich war es so weit. Die Assistenten, eine Anzahl Studenten und ich waren anwesend. Die Frau wurde, von zwei Assistenten gestützt, vorgeführt. Auf einem Fuß konnte sie nicht auftreten. Bälz hielt zunächst eine kleine Ansprache auf Japanisch: „Die Zeit der Krankheit ist vorbei. Der Tag der Genesung ist gekommen. In einem Augenblick werden Sie gehen können.“ Dann befahl er ihr laut: „Kommen Sie hierher!“ den Assistenten rief er auf deutsch zu: „Treten Sie weg, meine Herren!“ Und die Frau kam leicht hinkend auf ihn zu, etwa zwanzig bis dreißig Schritte weit.

„Sehen Sie jetzt, daß Sie gehen können?“ wandte er sich an sie. „In zehn Minuten werden Sie auch sehen!“ Nun führte er die immer noch Blinde in den Raum zum Elektrifizieren und ließ einen elektrischen Strom durch ihr Auge gehen, um ihr das Gefühl des Lichtes wiederzugeben. Darauf wurde sie wieder herausgeführt, und der Professor, der einen neuen schönen Seidengürtel, den beliebtesten Schmuck der japanischen Frauen, bereit hielt, befahl ihr abermals laut: „Öffnen Sie die Augen.“ Und sie öffnete die Augen. Ihr erstes Wort war „Kire obi“ (schöner Gürtel). „Welche Farbe hat der Gürtel in der Mitte?“ Antwort: „rot.“ „Oben?“ „grün.“ „Dann?“ „gelb.“ „Was für ein Muster?“ usw. Das Wunder

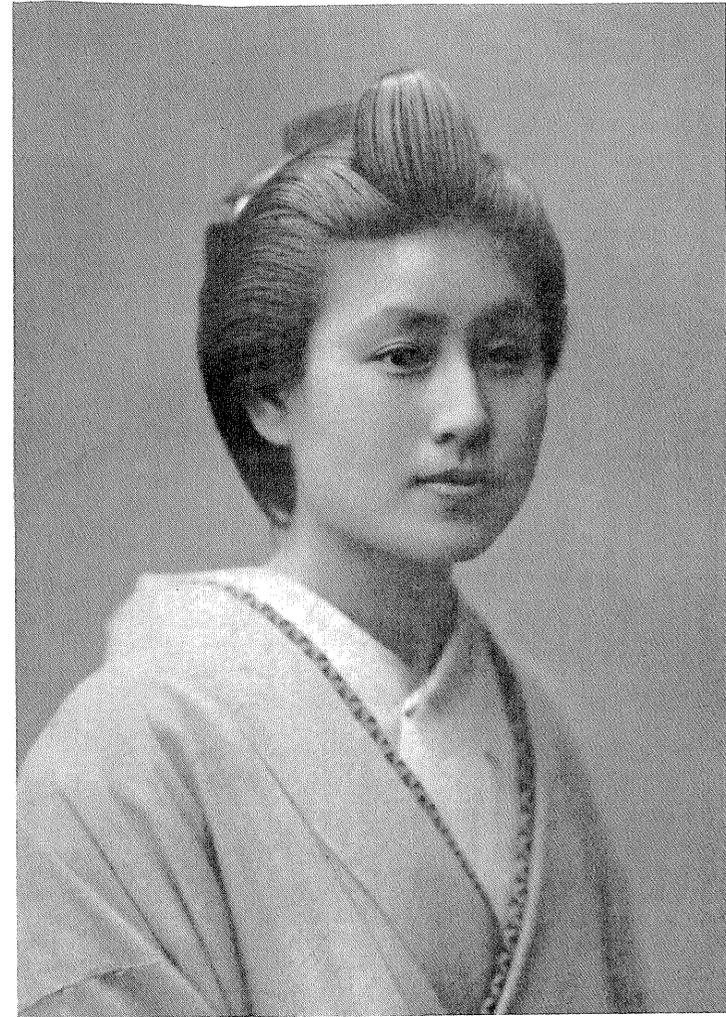
der Suggestion war vor unferen Augen vollbracht. Die Frau konnte gehen und fehen. — Nach folchen Erfolgen darf man fich nicht wundern, daß Bälz in manchen japanifchen Kreifen den Ruf eines „Wunderdoktors“ genoß.

Tokyo, 15. Dezember 1888.

In den letzten Tagen mehrmals zum kranken Kind des kaiserlichen Prinzen Kitashirakawa, einem anderthalbjährigen felten hübschen Jungen. Die Mutter ist eine Prinzessin Date, aus einer sich durch Intelligenz auszeichnenden Daimyofamilie. Der Prinz, Onkel des Kaisers, etwa vierzig, war Oberpriester in Ueno 1868 gerade bei der Restauration. Er wurde von der Shogunpartei als Gegenkaiser aufgestellt, erst etwa fünfundzwanzigjährig, wurde dann nach Deutschland geschickt, wo er eine vollständige militärische Erziehung genoß, und bis zum Hauptmann aufrückte. Er ist ein zierlicher Herr mit Schnurrbart und ganz europäischem Aussehen, liebenswürdig, ruhig, der gute Japaner vom „alten Schlag“. Wie oft mag er sich gefragt haben: was würdest du jetzt machen, wenn du Kaiser wärest? Aber freilich, dann wäre er eben nicht der, der er heute ist. Er wäre nicht nach Europa gekommen, hätte nicht die stählende Schule eines preußischen Offiziers erfahren.

Neulich beim Diner bei Okuma, Minister des Außern. Unterhielt mich lange mit Kuroda, dem Premier. Dieser hieß früher wegen seiner unbändigen Wildheit und Heftigkeit der „tolle Kuroda“, ist jetzt von einer geradezu herzegewinnenden Freundlichkeit und Anspruchslosigkeit. Er ist enorm kräftig, liebt alle Kraftspiele. Ginge es nach ihm, so wären allerdings die jungen Japaner weit kräftiger. Leider aber geschieht in dieser Beziehung herzlich wenig.

Am 10. und 11. Dezember wurde das neue Schloß zur Befichtigung freigegeben, ehe es der Kaiser bezieht. Es liegt auf der südöstlichen Hälfte des das Zentrum der Stadt bildenden Hügels, der den großen kaiserlichen Park mit Umgebung bildet. Hier auch stand das alte Shogunschloß, das 1872 ab-



HANA BÄLZ

geb. Arai

brannte. Meiner Ansicht nach hätte sich die westliche Hälfte des Hügels besser geeignet, wo jetzt das meteorologische Büro sich befindet. Denn dort sind die Verhältnisse, die zyklonischen Mauern usw. weit großartiger. Aber auch so dürfte sich kein anderer Palaß in einer Großresidenz mit diesem hier messen, wenigstens nicht in Eindruck der Anlage und Schönheit des Gartens.

Tokyo, 19. Dezember 1888.

Vertragsrevision. Der jüngst hier gewesene Reporter Normann von der Pall Mall und einigen französischen Zeitungen ist in fetsamer Weise von der japanischen Regierung ausgezeichnet worden. Man hat ihn als Mundstück für alle Wünsche und Schmerzen benützt, hat ihm fogar die ganzen Vertragsverhandlungen, die doch Geheimnisse sind, mit allen pikanten Details verraten, und diese gibt er nun urbi et orbi preis.

Tokyo, 12. Januar 1889.

Vom 2. bis 10. Januar im Innern. Erst gemeinsam mit dem italienischen Gesandten Martino nach Kodzu mit Bahn. Von da mit schlechtem Küstendampferchen nach Mandzuro. Ich will die Gegend auf Brauchbarkeit für einen Winterkurort prüfen. Resultat sehr befriedigend. Ein fast idealer Platz im Nadelholzwald auf einer schmalen Halbinsel. Hatte schon seit vielen Jahren mein Auge darauf geworfen. Hoffentlich läßt sich etwas daraus machen.

Abends über Yoshihama nach Atami. Dieses schön gelegen, hat gute heiße Quellen, ist aber zu windig — äußerst heftiger Westwind.

Nicht nach Ojigoku gegangen. Will der Sache dort zunächst ihren Lauf lassen. Das Hausministerium will alles Land und Quellen aufkaufen, dann meinen Plan ausführen.

In Tokyo zog der Kaiser am 11. vom alten in den neuen Palaß, sehr gegen seinen Willen, da er jeder Veränderung abhold ist. Der neue Palaß aus Holz, äußerlich

japanisch, innen sehr geschmackvoll aus japanischer und europäischer Einrichtung gemischt. Wenigstens glaube ich in Europa keinen schöneren Saal gesehen zu haben als den Thronsaal hier. Die Zimmer des Kaisers selbst rein japanisch ohne Tisch, ohne Stuhl, ohne Bettstelle. Dies zeigt, wie wenig europäisches Wesen und Lebensweise bis zur Tiefe umformt.

Tokyo, 20. Januar 1889.

Böse Nacht! Um zwölf Uhr brach in der Kishikusha, der Schülerpension, ganz nahe bei uns, Feuer aus. Die beiden neuesten, leider miserabel gebauten Holzhäuser brannten sofort ab. Noch ein Glück, daß kein Wind war. Sonst drohte für die ganze Universität und unsere Wohnung Gefahr. Leider nicht ohne Unfall abgegangen. Ein Student verbrannt und sieben mußten wegen Verletzungen ins Hospital gebracht werden. Sie alle konnten gerade das nackte Leben durch einen Sprung aus dem oberen Stock retten.

Wir sieben deutschen Lehrer haben sofort 1600 Mark zur Verteilung unter die Schüler geschickt.

Tokyo, 29. Januar 1889.

Erlaß betreffend politischer Reden: Die Regierung gestattet durch Erlaß jedem Beamten, öffentliche Reden über Politik usw. zu halten. Vermutlich hofft die Regierung für sich Nutzen durch Aufklärung des Volkes wegen der Verfassung und der Wahlen. Aber so wie ich die Japaner kenne, dürfte dies überaus gefährlich sein. Dies Volk ist für Parteileben, und zwar für blindes Parteileben wie geschaffen. Beamte von heute aber haben selber meist noch so unvergorene westliche Ideen im Kopfe, daß sie statt zu klären eher verwirren werden.

Im ganzen ist die Stimmung in Japan allem Fremden, namentlich allen Fremden entschieden ungünstig. Die lange von uns vorhergesehene Reaktion ist endlich eingetreten.

Tokyo, 9. Februar 1889.

Ganz Tokyo ist in unbeschreiblicher Aufregung wegen Vorbereitungen zur Verkündigung der Verfassung am 11. Überall Ehrenpforten, Pläne für Beleuchtung, Umzüge. Das Komische aber ist, daß niemand weiß, was die Verfassung enthält!

Tokyo, 11. Februar 1889.

Heute Verkündigung der Verfassung.

Vor dem Kaiser stellen sich etwas nach links zu die Minister und höchsten Beamten auf, dahinter der Hochadel, unter dem ich Kamenosuke Tokugawa bemerke, der ohne die Restauration jetzt Shogun an dieser Stelle wäre, sowie den Fürsten Shimadzu von Satsuma, den einzigen, der — in der abendländischen Uniform — noch die richtige altjapanische Frisur trägt. Ein seltsamer Anblick! Links vom Kaiser das diplomatische Korps. Die um den Saal führende Galerie ist für die übrigen höheren Beamten sowie für eine Anzahl Fremder geöffnet. Die Kaiserin folgte mit Prinzessinnen und Hofdamen. Die Kaiserin trug ein europäisches Kleid in Rosa mit Schleppe. Nun traten von jeder Seite des Thrones ein hoher Würdenträger, der eine Herzog Sanjo, der frühere Reichskanzler, vor, je mit einer eingewickelten Rolle. Die in der Hand Sanjos war die Verfassung. Das andere Schriftstück nahm der Kaiser, entfaltete es, verlas es mit lauter Stimme. Es enthielt den Beschluß, dem Volke freiwillig die versprochene Verfassung zu geben. Die Urkunde der Verfassung gab dann der Kaiser dem Premierminister Kuroda, der sie mit tiefer Verbeugung in Empfang nahm. Dann nickte der Kaiser und verließ mit Kaiserin und Gefolge den Saal. Der ganze Vorgang hatte nur etwa zehn Minuten gedauert. Inzwischen donnerten die Kanonen, läuteten alle Glocken. Die ganze Zeremonie war würdig und glänzend. Nur war der an und für sich herrliche Thronsaal — Grundfarbe rot — zu dunkel. — Unter den Damen

der Kaiserin bemerkte ich die feine Gestalt unferer Frau v. Mohl, die als Hofzeremonienmeisterin hier weilt.

Nie sah ich in Tokyo so viele hübsche Mädchen wie heute. Diese Frische, diese Gesundheit, diese reizende Kleidung, dieses nette feine Benehmen. Alle sogenannten „Dashi“ Tokyos unterwegs, Prozessionswagen, wie sie bei religiösen Festen von Menschen oder Ochsen durch die Straßen gezogen werden. Die meisten mehrstöckige komplizierte Bauten mit großen Figuren oder Szenen oben und einer Art Kapelle vorne, die einen heidenmäßigen Lärm schlugen. Vor einigen der Wagen zogen Geishas in allerlei Trachten. Am hübschesten war eine Gruppe als Ninsoku (Handwerker) verkleideter Geishas.

Nachmittags Revue, trotz des bodenlosen Sumpfes auf dem Paradeplatz. Ich sah die Soldaten um fünf Uhr heimkehren, Schmutz bis über die Knie. Aber ich hatte meine Freude, wie wacker und flott die Burfchen noch marschierten. Auch die kleinen acht- bis vierzehnjährigen Mädchen, die viele Stunden in der Schneepfütze stehen mußten, zogen noch mit fröhlicher Miene nach Hause, als ob sie nicht im geringsten müde wären. Die meisten waren in Hakama*, und die Füßchen staken entweder nackt oder doch bloß mit dünnen Söckchen in meist großen plumpen Schuhen. In Europa wären alle Mädchen am nächsten Tage krank gewesen.

Leider ist der Festtag durch ein gräßliches Ereignis getrübt, die Ermordung Moris, des Unterrichtsministers. Dieser war nicht beliebt, hatte namentlich vor wenigen Tagen einen sehr heftigen Auftritt mit den Studenten der Universität, woran er freilich selbst die Schuld trug, da er unfaßlicherweise das neuliche Feuer und den Tod des einen Studenten den Studenten selbst zur Last legte. Bei der heftigen Gemütsart des Volkes mußte man sich alles versehen. Diese Stimmung benützte der elende Mörder.

* Ein faltenreicher, hofenartig geteilter Rock für feierliche Gelegenheiten

Tokyo, 16. Februar 1889.

Minister Mori wurde ermordet, da er vor einem Jahre beim Besuche des Nationalheiligtums in Ise mit Schuhen ins Allerheiligste treten wollte und mit einem Spazierstock (!) den dort hängenden Vorhang lüftete, den nur die Mitglieder des Kaiserlichen Hauses heben dürfen. Wenn Mori dies wirklich tat — und es sieht ihm ähnlich —, dann bewies er mindestens einen hohen Grad von Taktlosigkeit, als Erziehungsminister die religiösen Gefühle seiner Landsleute derart unerhört zu verletzen. Andererseits wundert sich jedermann, daß der Shintoismus Fanatiker zeugt wie den Mörder Nishino. Dieser benützte die Differenz zwischen Mori und den Studenten, um sich an sein Opfer heranzudrängen. Als Mori am 11. früh eben in den Palaß gehen wollte, meldete sich Nishino bei dem Sekretär, teilte ihm mit, daß er von einem Anschlag Kenntnis habe, den die Studenten beim Fackelzug gegen den Minister ausführen wollten. Das Genauere werde er aber nur dem Minister selbst mitteilen. Als Mori ins Zimmer trat, ging der in Hakama gekleidete Nishino auf ihn zu, faßte ihn mit der linken Hand um den Leib, riß mit der rechten eines jener großen Küchenmesser, Deba bocho, aus seiner Kleidung und stieß es dem Ärmsten bis auf den Griff in den Unterleib. Sofort sprang ein Schutzmann in Zivil, der den Minister immer begleitet, hinzu, zog seinen als Stockdegen maskierten japanischen Zweihänder und spaltete mit einem Hieb den Schädel Nishinos. Durch unerklärliche Verhältnisse dauerte es nicht weniger als drei Stunden, bis ärztliche Hilfe kam. Der Verletzte war schon ohnmächtig vom Blutverlust. Die Wunde wurde kunstgerecht behandelt. Aber es half nichts. Mori starb am 12. früh morgens.

Heute Begräbnis, natürlich großartigst angelegt. Mori war einst Christ geworden. Er wurde aber nach dem Kult des Shinto begraben, eben der Religion, wegen deren öffentlich bezeugter Verachtung er ermordet wurde!

Die Verfassung Japans ist veröffentlicht. Eigentlich herzlich wenig, was dem Volke an Freiheit geboten ist. Aber merkwürdigerweise sprechen sich alle Zeitungen befriedigt aus, eben sie, die früher jammerten, daß man ihnen nicht mehr Freiheit geben wolle als dem „geknechteten“ Volke der Deutschen.

Tokyo, 28. Februar 1889.

Gesellschaft beim italienischen Gefandten de Martino. Neben Angehörigen der italienischen Gesandtschaft und des Konsulats das ganze japanische Ministerium. Der Gefandte hatte die Liebenswürdigkeit, den einzigen Trunk, den er ausbrachte, mit dem Worte „arigato“ (ich danke Ihnen) mir zu widmen. Offenbar machte dies auf die Japaner Eindruck. Denn alle Minister waren gegen mich demonstrativ zuvorkommend.

Tokyo, 2. März 1889.

Nichts als Feste! Abends Ball bei Aoki, Vizeminister des Äußern und großem Deutschenfreund, was allein schon hinreicht, ihm unter seinen Landsleuten manche Gegner einzutragen. Der Ball war sehr gelungen, mehr als solche Dinge hier zu gelingen pflegen.

Befonders gefesselt wurde ich durch die Erscheinung einer Japanerin, Frau Ogashima, eine der reizvollsten Frauen, die mir in meinem Leben begegneten. Sie spricht fließend Englisch, Französisch, Holländisch, hatte den Mut, die japanische Hakama für ein europäisches Kleid zu benutzen!

Tokyo, 7. März 1889.

Holleben, der Gefandte, ist hier. Gott sei Dank! Daß die Vertragsrevision zustande kommt, kann jetzt kaum mehr bezweifelt werden. Die Vereinigten Staaten haben ohne weiteres ihre Zustimmung zu den japanischen Vorschlägen gegeben. Deutschland scheint ebenfalls geneigt. Da werden wohl die andern nicht zurückstehen können.

Abends bei Fenollosa Olcott getroffen, den Apostel des esoterischen Buddhismus. Dieser bereift Japan im Auftrag der Shinshiu-sekte der Buddhisten und hält Vorträge. Man sagt aber, daß die Shinshiu wenig erbaut sind von ihm. Kein Wunder. Denn er lehrt die südliche philosophische Form, die nicht an Amida und Ähnliches glaubt, verquickt mit esoterischen Phantasien, kaum glaublich aber wahr, mit dem krasssten Wunderglauben. Olcott ist ein würdiger schöner Greis mit stattlichem weißem Bart und Haar, von feinen gefelligen Formen. Seine Sprache ist ruhig, klar, vernünftig, bis — bis er auf die Blavatsky kommt! Dann hört alles und jedes auf. Er trägt an seinem kleinen Finger der linken Hand einen schweren Goldring mit drei kleinen Diamanten drin. Diesen Ring hat in seiner Gegenwart die Blavatsky aus einer Rose „materialisiert“. Zunächst besaß er jedoch noch keine Diamanten. Blavatsky forderte dann Olcotts Schwester auf, den Ring in die Hand zu nehmen, diese zu schließen. Darauf legte Blavatsky ihre Hand auf die der Schwester und machte einige Bewegungen. Und siehe da, der Ring hatte drei Diamanten! Olcott selbst sagte: „If I tell you how that ring came into existence, you will take me for an old crank.“ Wirklich, in diesem Fall hat er so richtig geraten wie irgendein „Gedankenleser“.

So lange nicht das spezielle Gebiet berührt wird, ist er klar, ja interessant. Das Krankhafte ist ein geradezu sinnloser Wunderglaube an die Blavatsky. Er ist nicht Buddhist, er ist Blavatskist. Er aber behauptet, sein Buddhismus sei mit der Wissenschaft vereinbar!

Tokyo, 11. März 1889.

Heute abend großer Ball, veranstaltet von den Kaufleuten und Industriellen Tokyos, im Kokumeikan*. Es sind dazu geladen Prinzen, Minister, Gefandte usw. Sozial wichtiges Ereignis! Denn hier zum erstenmal treten Kaufleute und Indu-

* Ein offizielles Versammlungshaus der betreffenden Gesellschaft

trielle in dieser Weise hervor. Wie hat sich ihre Stellung in den letzten zwanzig Jahren geändert!

Tokyo, 19. März 1889.

Nachdem in der Verfassung Pressfreiheit möglichst weitgehend versprochen war, sieht sich die Regierung genötigt, gleich im darauffolgenden Monat nicht weniger als fünf Blätter der Hauptstadt zeitweise zu suspendieren. Denn sie verherrlichten geradezu den Mörder Moris. Ja es wurde in einem Gedichte das Bedauern ausgesprochen, daß noch das zweite vorgesehene Opfer Nishinos, Yoshikawa, lebe! Zu dem Grabe Nishinos in Ueno findet eine förmliche Wallfahrt statt! Namentlich Studenten, Schauspieler, Geishas zahlreich. Übles Zeichen. Es zeigt sich doch, wie unreif das Land noch für parlamentarische Institutionen ist. Das Volk soll sich selber Gesetze geben, dabei verherrlicht es einen Meuchelmörder, mag man sich zu der Handlung Moris stellen, wie man mag.

Graf Goto ist in das Ministerium eingetreten! Das ist eine Nachricht von größter Bedeutung. Goto, der zur Zeit der Restauration eine bedeutende Rolle spielte, hatte sich mit seinen Kollegen einige Jahre später überworfen, lebte seither als Privatmann. Er machte allerlei Privatgeschäfte mit Europäern. Bei einer Affäre betreffs der Takashima-Mine erschien er dabei in etwas bedenklichem Lichte. Neuerdings hatte er sich als Führer der großen Partei „Daido Danketsu“*orgetan. Er griff das aus Satsuma und Choshu bestehende Ministerium in einer Art und Weise an, daß jeder andere es sofort mit Gefängnis gebüßt hätte. Er kritisierte alles nur negierend, hatte jedoch selbst absolut kein Programm.

Tokyo, 15. April 1889.

Graf Ito, der Verfasser der Verfassung, hielt in Kyoto eine Rede, bespricht einige zweifelhaft scheinende Punkte. Jetzt

* „Großer Zusammenschluß“

zeigt sich erst das wahre Gesicht. Das Gehalt aller Zivil- und Militärbeamten bestimmt der Kaiser allein, desgleichen ihre Anstellung, Absetzung. Nur wenn neue Summen über die bisherigen benötigt werden, soll der Reichstag befragt werden. Daher wurde für fast alle Ämter jetzt schleunigst ein wahrscheinlich auf mehrere Jahre reichendes Budget festgesetzt. An all dem zuvor Festgesetzten darf nicht gerüttelt werden.

Artikel V: „The emperor exercises the legislative power with the consent of the Imperial Diet.“ Dazu bemerkt Ito, dem Reichstag sei „erlaubt“, sich an der Gesetzgebung zu beteiligen.

20./22. April 1889.

Mit Takata nach Miyanoshiba und Manadzura. Mache ihm klar, welch erstklassigen Winterkurort und Seebad das schön bewaldete Manadzuragasaki gibt. Er soll es im Verein mit mir kaufen, ebenso die Umgebung, freiliegende Stellen, die sich ideal für Ölbäume, Wein und Mandelbäume eignen. Die Sache leuchtete Takata offenbar ein. Er will sofort bei der Regierung darum einkommen.

Zurück nach Tokyo. Finde die angenehme Nachricht vor, daß ich zum Chokunin ernannt bin, höchster Rang, den Fremde in Diensten der japanischen Regierung bekleiden.

Am 19. gaben mir 53 frühere und jetzige Assistenten und Schüler großes japanisches Fest im bekannten Teehaus Sumiya Tsukiji. Ich bin wirklich geradezu gerührt, zu sehen, wie anhänglich alle meine Schüler an mich sind.

Tokyo, 26. April 1889.

Kyosai, der größte jetzt lebende japanische Maler, wird heute sterben, leidet an Magenkrebs. Seine Bilder grenzen an Karikatur. Aber an Größe der Konzeption und an Wucht der Ausführung kann keiner an ihn heranreichen.

Tokyo, 27. April 1889.

Mittags nach Ueno zur dritten Jahresfeier des „Roten Kreuzes“. Anwesend die Kaiserin mit Hofstaat. Von den Diplomaten nur der Rußlands mit Frau und Tochter und v. Siebold. Die anderen alle beim Gartenfest des Grafen Okuma in Wafeda.

Die Kaiserin hat sich allmählich an ihre europäische Tracht gewöhnt, sieht recht gut aus. Zierliche feine Gestalt mit feinem Obergesicht, leichter Adlernase. Sie verlas eine kurze Anrede. Darauf folgte der Präsident Sanjo mit dem Jahresbericht. Dann Verteilung der gestifteten Orden für Spender und Gönner. Auch die von jedem Mitglied bei den Versammlungen getragene Medaille ganz ordenähnlich. Bei der törichteren Eitelkeit der Menschen sicher kein schlechter Trick. Die Aussicht auf ihren Besitz hat der Gesellschaft gewiß viele neue Mitglieder geworben.

Unter den Damen trugen zu meiner Freude viele japanische Tracht. Glücklicherweise scheint sie jetzt wieder ein wenig zu Ehren zu kommen.

Fuhr vom Ueno-Park zum Rennplatz direkt unterhalb des Parks, zwischen diesem und meinem Hause, am Hinobadzu-See gelegen. Die Rennen gehen um den See. Heute findet großes Polo-(Daikiu-)Fest des Adelsklubs statt. Die Mitglieder reiten teils in altjapanischer Tracht auf japanischen, teils in Jockeitracht auf europäischen Sätteln. Ich freue mich über die Entfaltung der Grazie und Geschicklichkeit, die diese Männer in so hohem Grade besitzen. Namentlich gut aussehend Matsudaira. Ganz entzückend auch durch sein Wesen und sein Geschick der erst fünfzehnjährige Sohn des Marquis Hosokawa, der während der fünfstündigen Spiele es jedem Erwachsenen gleichtat. War erstaunt zu sehen, als nach dem Schluß sich alle zu einem Sektimbis vereinigten, wie zart der Knabe war, der uns vorher durch seine Leistungen in Erstaunen versetzte.

Tokyo, 6. Mai 1889.

Heute beim Gartenfest von Viscount Akimoto. Er ist einer der Päonienliebhaber. Nach Angabe der Japaner gibt es keine zweite Blume, die derart viel und zwar raffinierte Pflege erfordert. Resultat in der Tat kolossale Blumen von großer Vollendung. Merkwürdig, wie wenig Aufmerksamkeit die Japaner der Pflege der Azaleen zuwenden; diese stehen jetzt in voller Blüte. Sie werden zwar überall gekauft, zieren jeden Garten. Hörte aber nie, daß jemand eine Spezialität sich daraus machte.

Tokyo, 23. Mai 1889.

Vater geworden! 22. auf 23. Mitternacht hat mir Hana einen Sohn geschenkt*. Fühle mich vorläufig absolut nicht als Vater!

Als ich letzte Nacht einschlief, hatte ich einen seltsamen Traum. Ich war bei Bekannten zur Entbindung. Da ging die Türe auf und herein traten mein Vater und meine Mutter, genau wie ich sie vor zwanzig Jahren kannte. Sie wollten mich aufsuchen. Ich erwachte. Und neben mir lag Hana. Die Wehen setzten eben ein. Es war wirklich, als wollten die Großeltern sich zur Begrüßung des Enkels anmelden! Omen accipio!

Tokyo, 24. Juni 1889.

Todestag des lieben Vaters. Hana, die so etwas nie vergißt, hat stillschweigend sein Bild mit Blumen bekränzt.

25. Juni 1889.

Ministerfchwierigkeiten. Nach Eintritt Gotos herrscht im Kabinett offenbar große Dissonanz. Inouye, Gotos Todfeind, zieht sich unter Vorwand der Krankheit auf seine Güter zurück. Das Interessanteste dabei, daß die Zeitungen, die die Differenzen im Kabinett offen besprechen, nie mit einer Silbe

* Toku, Bild nach Seite 128

erwähnen, daß der Kaiser bei der ganzen Sache eigentlich doch auch ein Wort mitzureden hat. Denn in Wahrheit verteilen die Minister die Posten unter sich nach Belieben. Diese sind aber andererseits auch nicht durch das Parlament eingeengt. Da sie demnach weder durch den Herrscher noch durch Parteien ernstlich behindert werden, so sind sie in Wahrheit die Herren des Landes. Sie bilden eine Oligarchie, wie heutzutage sonst nirgendwo. Vielleicht ist es so das beste für Japan. Denn bis jetzt wenigstens haben die leitenden Männer das Staatsschiff gut über alle Klippen und durch alle Stürme gesteuert.

Juli 1889.

12.—18. in Miharashi. Mein Assistent Ema übersetzt meinen Vortrag über Frauenerziehung, den ich am 20. in der Jahresversammlung der Erziehungsgefellschaft halte, ins Japanische. Ich gehe gegen die albernen Übertreibungen in Neuerungstendenzen vor.

Miharashi, 24. Juli 1889.

Mein kleiner Landsitz Miharashi im Hakonegebirge verdient wirklich seinen Namen „Schöne Aussicht“. Tatsächlich der schönste Platz im ganzen Gebirge.

Bei meiner letzten Begegnung beschwerte sich der italienische Gesandte bitter darüber, wie anmaßend die Japaner werden, da sie sehen, daß die Koalition der fremden Mächte gesprengt ist. Wie sich de Martino ausdrückte: es handelt sich nicht mehr darum, ob die Europäer die Japaner als gleichberechtigt anerkennen. Sie wollen bei der Revision alles bekommen und — nichts geben.

Miharashi, 5. August 1889.

Allem Anschein nach kommt jetzt mein großer Badeplan endlich zur Ausführung durch das Kunaisho*. Aber in welcher Gestalt, weiß ich noch nicht. Bin begierig, wie sich die Regierung mir gegenüber stellt. Wird sie mich möglichst beiseite

* Kaiserliches Hausministerium

schieben wollen? Aber was dann mit den Quellen? Und all die Mühe, die ich mir in den letzten Jahren gab?

Tokyo, August 1889.

Treffe am 9. in der Bahn nach Tokyo Yoshii, Vizeminister des Hausamts. Ich lege ihm meinen großen Bäderplan in Hakone ans Herz. Erfuhr von ihm, daß Vicomte Sanjo gerade am selben Tage nach Kiga kam, wo er mich zu treffen hoffte. Ließ ihn daher sofort von Tokyo aus verständigen, ich stehe zu seiner Verfügung. Er antwortete telegraphisch, ich möchte kommen. Reiste hin. Am 12. führte ich Sanjo und den erfreulicherweise anwesenden Guncho von Odawara, Nakamura, der den Ankauf des ganzen Gebietes für die Krone besorgt, über das Gebiet, erklärte ihnen alles. Beide sind entzückt von der Gegend, aufs höchste verwundert über meine genaue Kenntnis der ganzen Gegend. In der Tat weiß ich dort mehr Bescheid als irgendein Bewohner der Gegend.

Sanjo versicherte mir bestimmt, daß das Kunaisho genau nach meinem Plane verfahren werde. Ich könne mich darüber sowie über den finanziellen Punkt ganz beruhigen.

Der Guncho meint, in vierzehn Tagen dürfte der Ankauf ganz vollendet sein. Dann könne ich öffentlich den Plan genauer ausarbeiten.

Tokyo, 18. Oktober 1889, abends 10 Uhr.

Eine aufregende Szene, von der ich komme. Gegen sieben Uhr fuhr ich zu Napiers auf die englische Gesandtschaft, wollte von dort zu Chamberlain zum Abendessen. Frau Napier fand ich in fieberhafter Erregung. Kaum bekam sie mich zu Gesicht, da redete sie schon auf mich ein. Ich begriff zunächst nichts. Allmählich wurde mir klar: Ein Attentat war geschehen, und zwar auf Okuma, den Minister des Äußern! Man suchte mich. Ich also rasch in den Wagen nach dem Gaimusho. Alle Tore strotzten von Polizisten mit Schwertern und Revolvern. Im Hofe Massen von Wagen, Jinrikishas. Als man mich erkennt, sofort ins Haus. Da liegt Okuma auf

einem Sofa in dem Zimmer links unten, wo ich ihm und seiner Frau die Besuche zu machen pflegte. Er ist klar bei Bewußtsein. Seine heftigen Schmerzen im vorläufig verbundenen rechten Bein waren durch Morphium gedämpft. Man wartete noch auf Hashimoto. Die andern leitenden japanischen Ärzte waren schon da. Sie nahmen alle die Sache sehr ruhig. Die Ärzte konnten selbst hier das törichte Lachen nicht lassen. Eine Wunde oberhalb des inneren rechten Knöchels, die daselbst die Tibia völlig zermalmete. Eine zweite höher oben, innen unten am Kniegelenk mit Splitterbruch in dieses Gelenk. Das ganze Zwischenstück der Tibia ebenfalls gesplittert. Wenn man den Unterschenkel bewegte, klapperten die Knochen in der Hand wie in einem Sack. Es war klar, daß nur eine Oberschenkelamputation helfen konnte. Diese wurde von Sato gemacht, wobei Hashimoto mehr oder weniger dirigierte. Es verlief glatt. Alle Hoffnung auf Genesung.

Das Attentat wurde offenbar mit einer Dynamitbombe gemacht. Der Mörder Kurushima Tsuneki, tötete sich auf der Stelle durch Halsabschneiden.

Grund des Attentats: Vertragsrevision. Okuma wollte diese durchführen, die das Land seit so vielen Jahren erstrebt hatte. Er war ja auch seinem Ziele so nahe, daß Verträge mit Deutschland, Amerika und Rußland so gut wie abgeschlossen waren und nur noch der Ratifikation bedurften. Da, auf einmal, bekamen viele Japaner es mit der Angst zu tun. Das Kabinett selbst geriet darüber in Streit. Okuma, dem es mit viel Mühe und Geschick endlich zu erreichen gelang, was alle Japaner vorher gewünscht hatten, wurde jetzt als Reichsfeind verhöhnt, der das Land den Fremden ausliefern wolle und dergleichen Unsinn. Nun gipfelte diese ganze Stimmung in diesem niederträchtigen Attentat.

Graf Ito, Präsident des Staatsrats, hat vor etlichen Tagen seine Entlassung eingereicht. Er ist ein richtig schlauer Fuchs! Er war früher bereit, die Revision unter für Japan weit ungünstigeren Bedingungen abzuschließen. Jetzt aber bereitete

er Okuma Schwierigkeiten. Denn Ito war ja darüber feinerzeit gefallen. Daselbe gilt wohl auch von Inouye, der sich überhaupt fern der Hauptstadt aufhält.

Das ganze Kabinett ist in sich völlig zwiespältig. Die Regierungsmaschine stand seit Monaten fast still. Man mußte sich nur wundern, daß trotzdem alles im Lande glatt ging. Der Präsident der Kaiserlichen Universität sprach sich in einer Studentenversammlung öffentlich gegen die Revision aus, also gegen die Politik seiner eigenen Regierung, die er sozusagen repräsentiert. Aber die Regierung entließ ihn nicht.

Jetzt nach dem Attentat muß die Regierung energisch auftreten, oder ihre Autorität ist gefährdet.

Man versprach sich sehr viel von dem neulich aus Europa zurückgekehrten befähigten Yamagata, bezeichnete ihn vor einigen Tagen als den zukünftigen Premier. Jetzt heißt es auf einmal, Herzog Sanjo solle es werden.

Tokyo, 27. Oktober 1889.

Okumas Genesung schreitet rasch fort. Aber es scheint fast sicher, daß er außer seinem Bein auch seine Stellung verlieren soll. Also alle seine Arbeit umsonst! Dazu die Revision mindestens aufgeschoben! Daß die öffentliche Meinung völlig gegen diese ist, besteht kein Zweifel! Wenn man die Japaner hört oder ihre Zeitungen liest, glaubt man wahrhaftig, es seien die Fremden, die diese Revision erstrebten, sie am liebsten den Japanern aufzwingen! Jetzt sind alle Gemüter viel zu erregt. In einem Jahre wird man den wahren Sachverhalt klarer sehen. Dann wären sie sicher gerne bereit, die Revision selbst zu wünschen.

Das gesamte Kabinett hat seine Entlassung eingereicht, die des Ministerpräsidenten Kuroda ist angenommen. Sanjo wird Ministerpräsident, Yamagata aber wohl die treibende Seele des Ganzen. Ito und Inouye scheinen ebenfalls auf ihrer Entlassung zu bestehen. Auf diese beiden setzte ich bisher und setze noch die größte Hoffnung für Japan. Aber in diesem

schwerwiegenden Fall scheinen sie sich leider nicht einwandfrei benommen zu haben.

Was soll aus dem Lande werden? Kuroda versuchte sein Bestes. Aber er war doch nicht die geniale, alle andern überragende Gewaltpersönlichkeit. Und einer solchen bedarf es, um die beiden Clans, Satsuma und Choshu, zu bändigen.

Jetzt hört man, daß Takashima für Heer, Kabayama für Marine bestimmt sei, beide aus Satsuma, stehen im Ruf großer Energie und Ehrlichkeit. Den meisten Choshius wird ersteres, nicht aber letzteres nachgerühmt.

Tokyo, 14. Oktober 1890.

Das Parlament, das erste, ist auf den 25. November einberufen. Vertragsrevision wird wohl vorher nicht fertig.

Die von mir entdeckte Salzsäurequelle (Eisen, Alaun) im Krater des Shirane San bei Kusatsu verspricht eine vortreffliche Medizin. Wir probieren sie jetzt im Krankenhaus, sind sehr zufrieden.

Tokyo, 15. Oktober 1890.

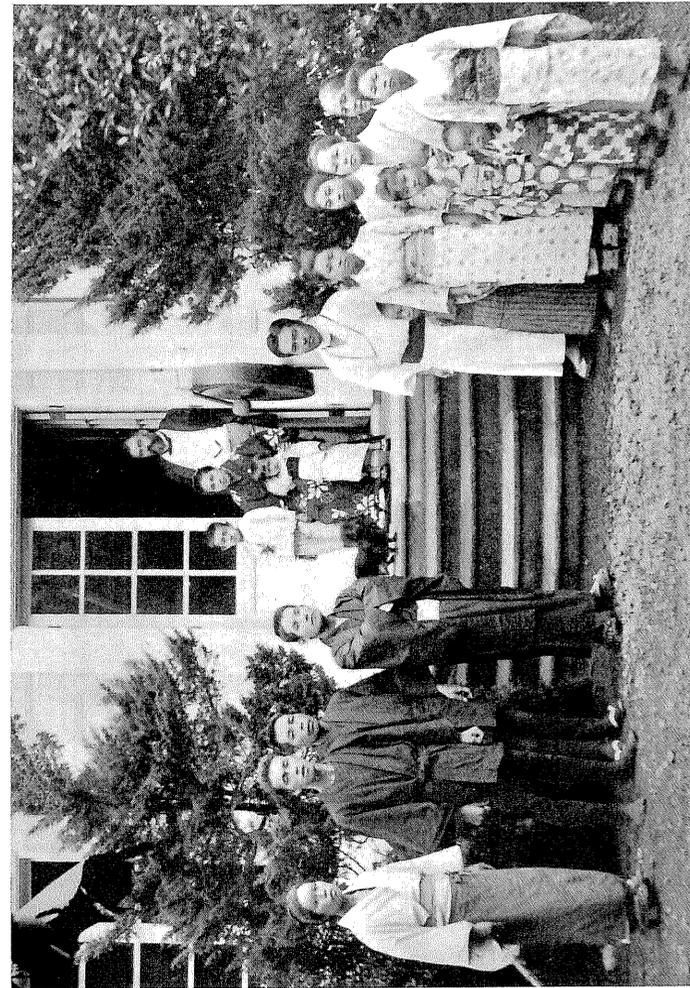
Am 13. durch Kondo 5700 Tsubo Land und Mineralquelle in Kusatsu ankaufen lassen.

Ein bis vier Uhr Sitzung im Gesundheitsamt, wo endlich die Bepfechtung wegen Quarantäne-Regulation ihr Ende findet.

Die Cholera nimmt rasch ab.

Tokyo, 22. Oktober 1890.

Endlich die große „Hakone-Frage“ nahezu geregelt. Die Regierung hat alle Quellen und alles Land bei Ojigoku aufgekauft, vielmehr sie will aufkaufen. Spätestens in zwei Wochen soll alles erledigt sein. Dann soll ich wahrscheinlich den Auftrag erhalten, daselbst ein Mufterbad großen Stils einzurichten.



DIE FAMILIE VOR DEM HAUS MIT DER DIENERSCHAFT

Tokyo, 29. November 1890.

Komme eben von einem historisch denkwürdigen Ereignis zurück: der feierlichen Eröffnung des ersten japanischen Parlaments durch den Kaiser.

Tokyo, 7. März 1891.

Heute früh nach Horiuchi in mein Landhaus am Meer, wo Prinz und Prinzessin Cariati und v. Siebold und v. Waldthausen meine Gäste sind.

Abends von der Bahn direkt nach dem endlos entfernten Landhaus des Ministerpräsidenten Graf Yamagata. Ich soll feststellen, ob er trotz Fiebers zum Akt des Parlamentschlusses durch den Kaiser gehen kann. Ich rate ab.

Tokyo, 8. März 1891.

Neulich die Bekanntschaft des neuen chinesischen Gefandten, C. F. Li gemacht, der mich auffuchte. Er wolle mich zum Arzt und wie er ausdrücklich sagte, zu seinem Freunde haben. Li ist Adoptivsohn von Li Hung Chang, dem wirklichen Herrscher Chinas, ein hübscher stattlicher Mann von hoher Intelligenz, eine recht interessante Persönlichkeit, spricht gut Englisch.

Heute bat er mich, nach einem seiner Sekretäre zu sehen, der melancholisch geworden ist. Der Dolmetscher frug mich, ob ich denn nicht ein Instrument habe zur Untersuchung des Geistes, ähnlich dem zur Untersuchung der Brust. Li lachte laut über die törichte Frage. Ich wollte, ich hätte ein solches.

Tokyo, 11. Mai 1891.

Attentat auf den russischen Kronprinzen in Otsu. Heute nachmittag trifft die Nachricht ein: In Otsu hat einer der an der Straße aufgestellten Polizisten den Zarewitsch mit einem Schwerthieb in die Stirne verletzt.

Bin der Ansicht, daß es sich hier teils um eine herostratische Tat handelt. Aber es lief sicherlich auch der in den letzten

Jahren allmählich anwachsende Haß gegen Rußland mit unter. Immer schon bestand hier Furcht, daß das alles verschlingende Rußland auch eines Tages Japan verzehren möchte. Man beging die große Torheit, Sachalin abzutreten. Nun bauten vor etlichen Jahren die Russen auf dem auffallendsten Punkte Tokyos, in Surugadai, auf dem Gelände, das die Regierung ihnen für den Bau ihrer Gesandtschaft überlassen hatte, eine mächtige Kirche. Dabei ist das Grotteske, daß Rußland in Tokyo keine Untertanen besitzt, nicht einen einzigen.

Und nun beherrscht diese große Kirche mit ihren fremdartigen Formen in der Tat ganz Tokyo. Da regte sich mit vollem Recht die äußerste Erbitterung gegen die Russen. Es kam allmählich so weit, daß wer russisch-katholisch wurde, fast als Landesverräter galt. Als die Nachricht vom Besuche des Zarewitsch eintraf, verbreiteten einige Blätter — immer wieder diese Zeitungen — die verrückte Idee, dieser komme, um das Land militärisch auszufpionieren. Faktisch gab es denn auch alberne Gefellen, die solches glaubten! Wahrscheinlich ist der Attentäter auch ein Opfer derartiger Wahnsinns-idee!

Tokyo, 18. Mai 1891.

Die Japaner taten wirklich ein Übriges, um den Zarewitsch zu veröhnen. Der Kaiser in Person, die Prinzen, die meisten Minister, Graf Ito, alle fuhren sofort nach Kyoto. Der Zarewitsch erhielt sofort von Rußland Order, an Bord zu gehen. Seine ganz leichte Wunde war schon nach wenigen Tagen fast geheilt. Der Kaiser sandte eine sehr betrubte Depesche an den Zar, die Kaiserin an die Zarin.

Scriba und die ersten japanischen Chirurgen, vom Kaiser nach Kyoto entsandt, wurden dem Zarewitsch nicht einmal vorgestellt. Sie beklagen sich über die Unfreundlichkeit der Russen.

Bis zu diesem Attentat stand der immer mehr angewachsene Fremdenhaß in Blüte und der Stolz der Japaner kannte keine

Grenzen. Jetzt ist dieser in übertriebene Nachgiebigkeit und Angst umgeschlagen. Alle Vereine, selbst Mädchenschulen, medizinische Gesellschaften sandten Deputierte nach Kyoto. Der Kaiser will einen Prinzen und Viscount Enomoto nach Petersburg entsenden, um dem Zaren noch besonders sein Beileid auszudrücken.

Nun ging fogar der Kaiser persönlich in Kobe an Bord der Fregatte, um dort zu frühstücken. Dem Russen fällt es nicht einmal ein, den Besuch zu erwidern.

Tokyo, 29. Mai 1891.

Aoki mußte als Minister des Außern gehen. Man vermutet einen Racheakt der Russen. Denn sein Nachfolger ist Enomoto, der einzige, der bei den Russen ein wenig gut angeschrieben ist. Er ist der einzige Tokugawa-Mann* in der Regierung, brav und wohlmeinend. Bedauerlich um Aoki bei seiner Begabung und als Deutschenfreund. Ob Saigo als Minister des Innern auch folgen muß? Denn der Mörder stand doch wohl unter ihm und nicht unter Aoki. Dabei kann doch weder der eine noch der andere für die Handlungsweise eines Idioten verantwortlich gemacht werden.

Tokyo, 2. Juni 1891.

Neue große Ministerveränderung: Saigo scheidet tatsächlich aus, für ihn Shinagawa, hat offenbar keine Luft anzunehmen; für Yamada (Justiz) Tanaka; für Yoshikawa (Erziehung) Oki. Ito ist wieder Präsident des Staatsrats, wohl in Wahrheit Herr der Lage. Matsukata Ministerpräsident.

Tokyo, 6. Juni 1891.

Der Kaiser wollte durchaus nicht zugeben, daß der Thron der Kaiserin auf gleicher Höhe mit dem seinen stehe. Er wolle einen höheren. Inouye war dagegen. Als dieser gelegentlich ins Schloß kam und fand, daß man unter den

* Ein früherer Anhänger des Shogun (Reichsresidenten) Tokugawa

Thron des Kaisers eine dicke seidene Matte geschmuggelt hatte, da riß er diese Matte weg, schleuderte sie in die Ecke des Zimmers, was natürlich einen großen Row verursachte.

Tokyo, 8. Februar 1892.

In Japan sieht es übel aus. Überall Gewalttat, Mord, Verwundung vor der am 15. Februar stattfindenden Parlamentswahl.

Tokyo, 2. März 1892.

Sitzung über Pocken. Die Impfung soll jetzt obligatorisch eingeführt werden. Höchste Zeit, da täglich hundert neue Fälle vorkommen. Die Virulenz ist groß. Denn es kommen viele Fälle von doppelter Erkrankung an echten Pocken vor. Hätte man meinen früheren Vorschlag — Wiederimpfung beim Eintritt sowie beim Verlassen der Schule und bei der Musterung — angenommen, so wären die Pocken weit feltener.

Tokyo, 8. März 1892.

Heute bei einer Entbindung. Welche Wirtschaft, welches Geheul, wenn eine Europäerin der Natur diesen Tribut zahlt! Ich schäme mich immer vor den Japanerinnen, bei denen es als größte Schande gilt, zu schreien.

Tokyo, 10. März 1892.

Mit Studenten das Pockenhospital in Komagome besucht. Skandalöse Zustände. 400 Kranke, oft 50 neue Fälle im Tag, dafür 8 zum Teil unerfahrene Ärzte und 20 Wärterinnen. Die Baracken mit zerrissenen Papierfenstern im Winter! Schlimm! Was tut denn Tokyo für seine Kranken! Cholera — Typhus — Pockenepidemie! Und nicht ein Hospital, wo die armen Menschen untergebracht wären, auch nur wie gut gehaltene Pferde!

Tokyo, 2. März 1892.

Graf Soyeshima Minister des Innern statt Shinagawa. Soyeshima ist ein feiner alter Herr, ein „alter Japaner“ im guten Sinne des Worts, Gentleman durch und durch, nicht gerade sehr fremdenfreundlich. Er nahm an, da Inouye ablehnte. Dieser will sich von dem Parlament nicht abnutzen lassen. Den Soyeshima wagen selbst die radikalen Krakehler nicht anzugreifen.

Tokyo, 16. März 1892.

Abends großes reizendes Fest bei Viscount Enomoto, Minister des Äußern. Einladung zum großen Erstaunen der Engländer für Überrock, nicht Frack. Enomoto sagt mit Recht, er halte es so für gemütlicher. Aufführung reizender japanischer Tänze, der erste von sechs kleinen Mädchen, darunter die siebenjährige Tochter des Hauses. Der Tanz hieß „Der Wettstreit der Blumen“. Die andern Tänze von Profissionais, aber alle fein und ungewöhnlich graziös.

Tokyo, 25. März 1892.

Nachmittags bei Graf Yamadas Genefungsfest. Dieser hat sich von seinem schweren Lungenbrand merkwürdig gut erholt. Er ist blühender, voller als vorher, hält sich für ganz gesund, ist es aber freilich noch nicht. Er gab heute ein großes Essen mit Geishas, bei dem ich die Hauptrolle spielte. Schließlich hoben mich die Anwesenden auf die Schultern.

Tokyo, 27. August 1892.

In den letzten Tagen Vorbereitungen für meine Europafahrt getroffen*.

Heute gepackt. Hana arbeitet mit der geräuschlosen Ausdauer und Geschicklichkeit, wie eben nur sie es fertig bringt. Toku begreift mit seinen drei Jahren noch nicht, was es

* In Europa September 1892 bis August 1893

heißt, daß „Otosan“ (Vater) sehr lange zur Obasan (Großmutter) nach „Doitsu no kuni“ (Deutschland) geht.

Tokyo, Sonntag, 28. August 1892.

Ab nach Europa. Eine Unzahl Menschen auf der Bahn zum Abschied. Zunächst nach Kodzu und Odawara, Graf Itos Vater besucht mit Hashimoto. Dann nach Shidzuoka, wohin mich Hirai begleitet und wo mich Dr. Ema und Dr. Adachi erwarten.

Früh zu Dr. Adachi. Seine ganze Familie, vom 82jährigen Großvater bis herab zum Baby, empfangen mich in Feierkleidern. Es gibt in der Tat nichts Hübscheres zu sehen als das Benehmen einer guten japanischen Familie. Adachi hat eine hübsche junge Frau, und obwohl erst drei Monate in Hamamatsu, hat er schon recht gute Praxis.

Solch eine Anhänglichkeit zu finden, tut wirklich herzlich wohl, ein freudiges Andenken für die Reise.

Kyoto, 31. August 1892.

Gestern hierher. In der Frühe kommen meine früheren Schüler zu Hauf. Abends geben mir die Ärzte ein Fest.

Kyoto, 1. September 1892.

Zunächst den Hohepriester Otani von Nishi Hoganshi, seinen Sohn und seine schöne Tochter behandelt. Dann den herrlichen Tempel Nishi Hoganshi mit seinen unerreichten Gemälden besichtigt.

Kobe, 4. September 1892.

Gestern 12 Uhr 42 ab von Kyoto nach Osaka. In Osaka von den dortigen Ärzten empfangen.

Nachmittags gibt mir die Ärzteschaft von Kobe, Hiogo und Himaji ein japanisches Fest in Sama, dem bekannten Kurort.

Nagasaki, 10. September 1892.

Abends laden mich die hiesigen japanischen Ärzte in das erste Teehaus Nagasakis zu einem Fest.

Um elf Uhr abends Einschiffung an Bord der Nürnberg nach Hongkong. Lebewohl Japan! Lebt wohl, Hana und Toku!

Stiller Ozean, Dampfer Oceanic, 17. August 1893.

Nach fast einjähriger Abwesenheit kehre ich nun voller Eindrücke von Europa und der Reise durch U.S.A. zurück. Je näher ich Japan komme, um so mehr erfaßt mich Sehnsucht, Hana und Toku und Uta zu sehen, diese zum ersten Mal seit ihrer Geburt*. Wie Scriba schreibt, sind die Kinder sehr gesund.

Yokohama, 21. August 1893. Ankunft in Japan.

Zu Nembrini Gonzaga auf den „Hügel“, wo Hana, Toku und die kleine Uta warten. Hana ist von der Beriberi noch etwas bleich, Toku ist groß geworden und unerwartet kräftig, da er einen ganzen Monat in Horiuchi am Meere spielte. Uta ist für ihre vier Monate ein Prachtskerl mit großen graubraunen Augen; Haare wenig dunkelblond.

27. November 1893.

Früh in der Bahn den Unterrichtsminister Inouye getroffen. Setze ihm meine Bedenken über die jetzige Erziehung der Jugend in Japan auseinander. Sie scheinen meine Zustimmung zu finden. Er schickte nachmittags gleich seinen deutschsprechenden Sekretär. Er möchte meinen Rat schriftlich haben.

* Uta Bälz wurde am 29. April 1893 geboren. Bild nach Seite 128

Tokyo, 28. November 1893.

Nachmittags zwei Uhr von Hashimoto konfultiert. Die Mutter des Kaisers Nii no tsubone wegen Magenleiden untersucht. Der Kaiser ist ihr Sohn. Die „Kaiserin Mutter“ jedoch, gewöhnlich so genannt — Kodai Kogo — ist die Frau des früheren Kaisers. Dieser gegenüber hat der Kaiser die Pflichten eines Sohnes zu erweisen. Er besucht sie feierlich mehrmals im Jahre. Dagegen setzt er nie den Fuß über die Schwelle seiner leiblichen Mutter. Denn diese ist seine Untertanin. Diese kann jedoch ihn besuchen, wenn sie vorher um Erlaubnis bittet und sie erhält. Sonderbare Blüten der Etikette!

Tokyo, 24. Dezember 1893.

Heiliger Abend! Der war trüb! Seit einer Woche, nachdem Toku zuvor die Influenza durchgemacht, hat nun die blühende kleine Uta dieselbe mit schweren Pneumonien, schwebt beständig zwischen Leben und Tod. Hana benimmt sich wie eine Heldin, läßt das Kind Tag und Nacht kaum aus den Armen. Es ist „ihr“ Kind, während Toku sich mehr um mich kümmert. Leide selbst an Influenza.

Tokyo, 25. Dezember 1893.

Gerade am heiligen Abend, da es Zeit war, den Baum anzuzünden, erwachte Uta aus ihrem halbbetäubten Zustande, spielt ein wenig, für uns Eltern das schönste Christgeschenk. In der Nacht kommt wieder der abscheuliche nicht zu unterdrückende trockene Husten, dessen quälender Klang einen ganz nervös macht.

29. Dezember 1893.

Uta zum erstenmal den ganzen Tag fieberfrei.

Befuche: Hawaische, italienische, englische, französische Gesandtschaft. Es tut doch wohl, wenn Leute sich liebenswürdig und wirklich herzlich für das Befinden von einem interessieren, wie dies heute alle, namentlich die Franzosen taten.

Tokyo, 19. März 1894.

Abends bei Inouye, Unterrichtsminister, als einziger Gast. Lange Unterredung. Er wünscht meine Ansichten über japanische Erziehung zu hören. Ich sage ihm diese mit voller Offenheit. Es scheint, daß ihm diese zufagen. Wenn Inouye nur nicht so sehr unter der Krankheit leiden wollte. Er würde wirklich sehr viel leisten. Er ist von ungewöhnlicher Intelligenz und — was in Japan unendlich viel wert ist — von ausgesprochen unbeftechlichem Charakter.

Tokyo, 22. März 1894.

Abends beim deutschen Gesandten. Wie immer ist alles ausgezeichnet und fein. Der Gesandte hat unbestreitbar Geschmack. Wenn er nur nicht auf Essen und Trinken und äußere Dinge den Hauptwert legen wollte!

Tokyo, 22. Juni 1894.

Nachmittags gegen zwei Uhr starkes Erdbeben. Noch ein Stoß, und halb Tokyo wäre zertrümmert. So haben nur die nicht sehr solid gebauten Stein- und Backsteinhäuser gelitten, merkwürdigerweise besonders alle Gesandtschaften. Zu Hause glücklicherweise nichts passiert. Es hat sich gezeigt, daß die japanischen und die halbeuropäischen aus Fachwerk errichteten Häuser am wenigsten litten. Das sollte eine Lehre sein für den Häuserbau.

Miyanoshita, 25. Juli 1894.

In Tokyo sind Extra ausgegeben, ein Teil der Garnison habe Marschbefehl erhalten und die Einberufung der Reserven werde vorbereitet. Das sieht aus wie Krieg.

Aus einer späteren Abhandlung

Der Krieg mit China brach wegen Korea aus. Dieses Land betrachteten die Japaner seit Jahrtausenden als tributpflichtig. Die Koreaner hatten aber seit Jahrhunderten keinen Tribut

nach Japan gefandt, während sie sich freiwillig als Vafallen Chinas betrachteten. Als nun Japan bei feinem zunehmenden Bevölkerungszuwachs nach dem Erstarken feines Heeres und feiner Flotte wieder feinen Einfluß in Korea ernstlich geltend zu machen fuchte, gab es allerlei Zwischenfälle mit China, das feinerfeits mit geschickten diplomatischen Schachzügen Japan hinzuhalten wußte, bis der Krieg endlich unvermeidlich wurde.

Miyanoshita, 25. Juli 1894.

Hana mit den Kindern kam gestern an. Wir ziehen in Yamaguchis „Besso“*. Alle munter und gesund. Uta und Toku sind übergücklich in Miyanoshita. Wir gehen alle zusammen nach Kiga zu den Goldfischen.

Ashinoyu-Miyanoshita, 27. August 1894.

Vertragsrevision fertig. Vertrag zwischen England und Japan ratifiziert, ist unglaublich einseitig günstig für Japan. Dieses kann sofort nach einem Monat seine Zölle erhöhen, braucht aber den eigentlichen Vertrag erst dann in Kraft zu setzen, wann es will. Die andern Mächte dürften auch bald folgen.

Ashinoyu, 31. August 1894.

„Der hervorragende Führer einer großen politischen Partei“ hat einem Interviewer erklärt, daß nachdem die Chinesen die unmittelbar bevorstehende Niederlage bei Phyöng yang erlitten haben würden, man nicht Frieden schließen, sondern Peking erobern, China völlig vernichten müsse. Die europäischen Nationen seien im Niedergang, werden im kommenden Jahrhundert völlig erschöpft sein, „dann werden unsere Nachkommen ihre Erben sein!“

* Yamaguchi ist der Inhaber des allen Europäern bekannten Fujiya Hotels in Miyanoshita. Besso heißt Landhaus

Miyanoshita, 5. September 1894.

Nach chinesischen Quellen am 20. August große Schlacht bei Phyöng yang, in der die Japaner nach hartem Kampf völlig geschlagen wurden. Die japanische Regierung hat über diese Schlacht nichts veröffentlicht. Da die Chinesen im Lügen Meister sind, so ist alles noch unsicher.

Miyanoshita, 8. September 1894.

Es tut mir leid, Miyanoshita zu verlassen. Noch nie hatte ich in Japan einen solch angenehmen Sommer. Und mit Hana und den Kindern hatte ich glückliche Tage. Toku hat sich hier körperlich und geistig erstaunlich entwickelt. Seine Mutter gab dem Fünfjährigen täglich japanischen Schreibunterricht, und er hat schon sehr nette Fortschritte gemacht. Utas Verständnis ist verblüffend. — Dazu der schöne trockene Sommer, das gute Hotel, die angenehme Gesellschaft.

Tokyo, 21. September 1894.

Also die Japaner haben doch gesiegt, und zwar zu Wasser und zu Lande. Sie haben Phyöng yang am 16. eingenommen, Verluste gering. Und am 17. haben sie an der Mündung des Yalu, Grenze zwischen China und Korea, in einer großen Seeschlacht vier chinesische Kriegsschiffe versenkt oder verbrannt.

Tokyo, 22. September 1894.

Man muß einräumen, daß die Japaner sich weniger übermütig benehmen, als man allgemein erwartete. Jetzt wird eine zweite Armee gebildet. Alle Zeitungen, voran die Jiji Shimpō, verlangen, daß unter keinen Umständen Frieden geschlossen wird, ehe ganz China zerschmettert ist.

Tokyo, 30. November 1894.

Abends bei Graf Quadt mit Paget, zwei wirklich reizenden Menschen.

Die Chinesen, vielmehr Li Hung Chang, hat den Zollinspektor Detring, einen Deutschen, mit Vorschlägen an die japanische Regierung gefandt. Diese hat ihn jedoch nicht angenommen.

Die japanischen Zeitungen verlangen, daß man Formosa, die Mandschurei und noch eine andere chinesische Provinz annektieren müsse. Was sagt Rußland dazu?

Tokyo, 2. Dezember 1894.

Die Japaner benehmen sich in Anbetracht ihrer großartigen kriegerischen Erfolge musterhaft ruhig.

Freilich sind sie ihrer Sache derart todsicher, daß sie die Erfolge alle vorweg festlegen. So petitionierte die Stadt Yokohama um eine Kanone aus Port Arthur, ehe ein japanischer Soldat auch nur die Nähe der Festung erreicht hatte. Aber Port Arthur fiel an dem dafür festgesetzten Tag, dem 21. November, und die Yokohamaer bekommen ihre Kanone. Auch Bilder von der Einnahme von Port Arthur wurden lange zuvor verkauft. Der „Graphic“ ist erstaunt über die unglaubliche Fruchtbarkeit der japanischen illustrierenden Kriegsberichterfasser. Das Blatt weiß nicht, daß neun von zehn der Bilder einfach in Tokyo hergestellt werden.

Hayama-Tokyo, 11. August 1895.

In Horiuchi Telegramm, sofort zum Kronprinzen* nach Tokyo, der schwer erkrankt sei. Er war schon seit Monaten nach Typhus auf latente Tuberkulose verdächtig. Jetzt ist akute Pneumonie rechts ausgebrochen, jedenfalls tuberkulös. Schon vor Monaten hatte ich Verdacht auf Tuberkulose der Bronchialdrüsen ausgesprochen.

Tokyo, 12. August 1895.

Soll von jetzt an täglich zweimal den Kronprinzen besuchen. Bei der großen Hitze jetzt etwas viel, fünfzig Kilo-

meter täglich allein für Hin- und Herfahrten, da er in Takanawa wohnt. Will für einige Zeit ins Teikoku-Hotel ziehen.

21. August 1895.

Der Kronprinz erholt sich allmählich.

23. August 1895.

Abends nach Horiuchi, finde Hana und die Kinder wohl.

Tokyo, 23. September 1895.

Von neun bis zwei Uhr Hospital. Dann zum Kronprinzen, dem es recht gut geht, d. h. relativ gut. Seit vier Tagen kein Fieber. Dann zum Grafen Mutsu, Minister des Außern. Gegen meinen Rat kehrte er von Oiso zurück, hat wieder Fieber und neue Lungen- und Darmsymptome. Dann ins Rote Kreuz zum General Katsura, dem es besser geht.

Tokyo, 18. November 1895.

Abends bei Harmands (französische Gesandtschaft) mit dem chinesischen Gesandten, seiner hübschen Frau und Tochter, mit dem französischen Admiral, Graf und Gräfin Pourtalès und Tochter, Sannomiyas, Maler Dumoulin. Nachher tanzt das Volk.

Tokyo, 24. Dezember 1895.

Unruhiger Weihnachtstag. Vormittags Krankenbesuche. Nachmittags muß ich nach Yokohama.

Um viereinhalb Uhr Christbaum für die Kinder, die ihre Freunde eingeladen hatten. Gerade heute abend vor zwei Jahren kehrte Uta aus ihrem Zustande des Halbtodes zum Leben zurück. Es war uns das schönste Christgeschenk. Jetzt ist sie ein blühendes frohes hübsches Kind, unser und aller Freude!

* Yoshihito. Bild nach Seite 272

Tokyo, Nagatacho Nichome, 28. Februar 1896.

Meine Lieben!

Ich hatte Euch so lange nicht mehr geschrieben, und nun muß ich meinen Brief mit einer Trauerbotschaft beginnen.

Meine liebe kleine Uta ist tot.

Vorgestern früh beim Frühstück saß sie noch bei mir in all ihrer natürlichen Fröhlichkeit. Als ich mittags von der Universität zurückkehrte, sagte mir Hana, das Kind scheine erkältet. In der Nacht entwickelte sich schwere Bauchfellentzündung, eine Krankheit mit fast immer tödlichen Folgen. Und vor wenigen Stunden haben sich ihre heiter-ernsten Augen geschlossen — für immer.

Gerade an dem Tage, da das Kind erkrankte, war Hana eben damit beschäftigt, die Einladungen zu dem „Fest der Mädchen“ zu schreiben, das am „dritten Tage des dritten Mondes“, Mutters Geburtstag, alljährlich hier gefeiert wird. Doch da Uta diesmal auch noch im dritten Jahre stand, sollte es besonders feierlich vor sich gehen. Zum ersten Male sollte sie europäisch eingekleidet werden. Und die hübschen Kleider lagen alle bereit.

Nun haben wir statt dessen ihre — Leichenfeier.

Es ist ein schrecklicher Schlag, ein so blühendes schönes Kind jäh zu verlieren. Denn ohne jemandem nahe zu treten, Uta gehörte zum Eigenartigsten, was ich je an Kindern sah. Sie hatte von ihrer Mutter die innere Fröhlichkeit ihres Wesens geerbt, und soweit man dies bei einem Kinde feststellen kann, zugleich ihren festen Charakter und ihren energischen Willen. Ihre ungewöhnlich großen und klugen Augen mit einem eigenartigen Zauber fielen jedermann auf. Und ich wunderte mich oft, daß schon fast erwachsene Mädchen befreundeter Familien in Uta geradezu verliebt waren. Wenn ich dieser Verwunderung Ausdruck gab, so bekam ich immer wieder die stehende Antwort: sie ist nicht wie andere Kinder.

Toku kniete in der letzten Stunde neben seiner Schwester, und mit tränenerstickter Stimme betete er in einem fort: „Rette, ach rette meine Schwester.“ Ich mußte ihn aus dem Zimmer entfernen, ich hatte Angst, er werde selbst krank.

Hanas Verhalten war das einer Römerin. Sie allein weinte nicht während der Krankheit, ihre Stimme zitterte nicht. Aber ich wußte, was in ihr vorging. Uta war ihr Einziges, ihr Alles. Wie oft war sie gekommen, während ich las oder schrieb: „Nur rasch einen Augenblick. Sieh, wie Uta spielt, immer voll froher Laune, immer voll Anmut!“ Und dann sagte auch sie ganz daselbe, wie meine Freunde: „Es ist unglaublich, selbst ein Erwachsener kann mit diesem Kinde den ganzen Tag spielen ohne zu merken, wie die Zeit vergeht.“ Ja, Uta war ihr Stolz und sie träumte schon von ihrer Zukunft. Sie müsse studieren oder sonst etwas Tüchtiges lernen, um im Leben völlig unabhängig und selbständig zu sein. — Ich wußte daher wohl, welche Gefühle sich bei Hana unter ihrer Ruhe verbargen. Und ich war bange auf den letzten Augenblick. Da brachen auch die so lange verhaltenen Kräfte ihres Innern sich freie Bahn und ein entsetzlicher Sturm all ihrer Gefühle erschütterte sie durch und durch. Es war nicht das Erliegen vor Schmerz. Es war Schmerz vermischt mit wildestem Ingrimm. Es war Aufbäumen gegen das Schicksal, das ihr das Liebste auf der Welt entriß, dies Kind, das von der Geburt bis zum Tode kaum eine Nacht anders als in ihren Armen geschlafen hatte, das mit jeder Faser mit ihrem Innersten verwachsen war.

Und als es aus war, als Atem und Herz still stand, da preßte sie den kleinen Körper fest an sich, um ihm wieder Lebenswärme zu geben. Dann schüttelte sie das Kind, rief und schrie: „Uta, verstell dich nicht. Du bist nicht tot. Du kannst nicht tot sein.“ Und bließ ihr Luft in Mund und Lungen. „So atme doch! Ich will ja nur noch einen Atemzug, nur noch einen — einen.“

Jetzt um Mitternacht ist sie gefaßter. Sie kniet neben der Leiche und spricht kein Wort. Ich hoffe sie jedoch zu be-

wegen, daß sie sich niederlegt. Zwei Freundinnen halten Totenwache die Nacht über bei der Leiche.

Übermorgen begraben wir das liebe Kind.

Ja, ja das ist schwer! Wie hatte die Kleine mich lieb. Wenn sie bei meiner Heimkehr den Wagen oder die Jinriksha rasseln hörte und der Diener nach japanischer Sitte rief: „Der Herr ist zurück“, da ließ sie all ihre Spiele liegen und stehen, warf alles weg, was sie gerade in der Hand halten mochte, und rannte, so schnell nur ihre Beinchen trippeln konnten, mit ausgebreiteten Armen auf mich zu, umfaßte meine Beine, schmiegte ihr Köpfchen an mich, bis ich sie hoch in die Luft hob. Und dann lachte sie mit ihrem eigentümlichen Lachen, dessen Klang mir noch in den Ohren liegt und mir die süßeste Musik war.

Vorbei, vorbei.

Am andern Morgen.

Nein, es ist zu schrecklich! Von allen Seiten kommen noch Puppen, Spielzeuge, schöne bunte Seidenstoffe zu Kleidern, alles für die kleine Uta, mit Glückwünschen zu einem frohen Fest. Denn für heute hatte Hana die erste große Kindergesellschaft für Uta geladen. Und nun können wir all dieses Glück eines Kinderherzens nur noch neben die kleine Tote legen. Der armen Mutter bricht schier das Herz. Und auch mir werden die Augen nicht trocken. Warum durfte das arme Kind nicht wenigstens diese Tage genießen?

Später.

Die allgemeine Sympathie tut doch wohl. Ich sehe, wie dieses kleine noch dreijährige Wesen alle Leute mit seinem Zauber gewann, daß selbst Frauen einander von dem eigenartigen Kinde erzählten, daß sie es alle kennen lernen wollten. — Ein Engländer, mit einer Japanerin verheiratet, aber kinderlos, schreibt mir: „Meine Frau ist in Tränen zerfloßen, als ob sie ihr eigenes Kind verloren hätte. Sie hatte die entzückende Uta erst vor kurzem kennen gelernt, hatte sie aber gleich ins Herz geschlossen.“ Diese Frau sitzt oben

DIE KINDER



TOKU 1890



UTA 1896

bei Hana. Sie sagte mir: „Als die so unerwartete Todesnachricht kam, da sagte meine achtzigjährige Mutter, die kürzlich Uta gesehen hatte: „Warum bin ich alte Frau nicht an Stelle dieses Kindes gestorben!“

Gestern hätte ich zum Kronprinzen nach Numadzu fahren sollen, telegraphierte jedoch in der Frühe ab wegen Krankheit meiner Tochter. Am Nachmittage kam ein befreundeter Leibarzt des Kaisers, der von dem Telegramm erfahren hatte, um sich nach Uta zu erkundigen. Sie war soeben entschlafen. Er muß dies dem Kaiserlichen Hausministerium berichtet haben, denn schon nach kurzer Zeit erschien ein Beamter, um im Auftrage seiner Behörde zu kondolieren.

Und heute morgen kam General Kurokawa, der Gouverneur des Kronprinzen, der mir das Beileid noch persönlich aussprechen sollte. Außerdem sandte der Kronprinz aus Numadzu ein Beileidstelegramm.

Nun schickt sogar die Kaiserin ihren Zeremonienmeister, der in ihrem Namen zu Utas Verlust kondoliert.

Ich bin wirklich gerührt über die so persönliche Anteilnahme, die das Kaiserhaus an unserem Leid bekundet. Für Hana bedeutet dies natürlich noch viel mehr. Denn bei den Anschauungen der Japaner vom Kaiserhause und allem, was damit verbunden ist, stellt dies eine ganz ungewöhnliche Ehrung dar. Dies ist für Euch zu Hause natürlich kaum verständlich. Aber ohne Übertreibung, es würden viele Japaner mit Freuden jeden Augenblick ihr Leben lassen, nur um solcher Auszeichnung willen.

Und dies bei einem dreijährigen Kinde.

Nachmittags.

Von allen Seiten treffen immer neue Beweise aufrichtigen Beileids ein. Ein Engländer schreibt von sich und seiner Familie: „Glauben Sie mir, unsere Herzen bluten für Sie. Uta war das süßeste kleine Geschöpf in Tokyo (the sweetest little lass in Tokyo). Meine Tochter Hide hat nicht aufgehört zu weinen, seit die schreckliche Nachricht kam.“

Diese Tochter ist sechzehn Jahre alt wie ihre Freundin, deren Vater, gleichfalls ein Engländer, mir schreibt: „Meine Tochter hat die ganze Nacht nicht geschlafen und sich fast die Augen ausgeweint.“ Diese beiden, durch ihre Lieblichkeit hier allgemein berühmt, kamen soeben selber. Sie warfen sich über die kleine Leiche und schluchzten und weinten, als hätten sie das Liebste auf der Welt verloren.

1. März, morgens.

Hana saß die ganze Nacht über neben Utas Leiche. Sie streichelte sie und redete zu ihr. Einmal hörte ich sie sagen: „Übermorgen sollte dein Fest sein, und es ist deiner Großmutter Geburtstag. Nicht wahr, dann kommst du wieder als Geist zu uns und betest mit deinem Bruder, daß die liebe Großmutter noch lange gesund bleibt. Ach — wenn sie dich nur einmal hätte sehen können!“

Gegen Morgen sollte Uta in den Sarg gebettet werden, nachdem sie gebadet war. Da kam aber bei Hana noch einmal ein furchtbarer Ausbruch des Schmerzes. Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wären nicht ihre treuen Freundinnen gewesen. Ich fürchtete fast um Hanas Verstand.

Da plötzlich richtete sie sich auf: „Es ist vorbei. Ich habe sie dem Himmel zurückgegeben. Es — war — schwer. Aber — es ist — vorbei.“ Von diesem Augenblick an war sie völlig ruhig, zog dem Kinde das weißseidene Totenkleid an, richtete ihr die Haare, wie es der liebe kleine kokette Schelm immer hatte haben wollen, schnitt eine Strähne vom Haare des Kindes, legte an deren Statt eine Strähne von ihrem eigenen Haare und bettete die Leiche in den Sarg.

Da liegt sie nun, ein Engel, ein süßer Engel.

Als ich eben in das Zimmer oben trat, fand ich Uta im Sarge mit drei prächtigen wattierten Kleidern aus gemustertem Atlas bedeckt, die zwei untersten rosa, das oberste schneeweiß, die Brautkleidung einer feinen Japanerin. Auf meinen fragenden Blick erklärte mir Hana, daß Uta, da sie in diesem Leben das Brautkleid nicht tragen durfte,

doch wenigstens als Braut des Himmels in den Tempel einziehen soll.

Diese Kleider werden dann dem Tempel gestiftet. Ich hatte Hana völlig freie Hand gelassen für ein schönes Begräbniß, wie es sich für meine einzige Tochter gehört — nach buddhistischem Ritus, wie es ihr Wunsch war.

Abends.

Wir haben sie begraben. Es war schön und würdig. Ein wahrer Blumenwald wurde vorausgetragen, da von überall Blumen gependet wurden, selbst von Seiten, die ich kaum kannte.

2. März.

Vor einigen Wochen, als Bekannte Hanas da waren, wurde erzählt, ein reicher Mann habe seiner Frau wundervolle feltene Diamanten geschenkt. Jemand meinte, es müsse doch köstlich sein, solche Juwelen zu besitzen. Da drückte Hana Uta fest an sich: „Dies hier ist mein Juwel. Mögen sie Diamanten besitzen, einen ganzen Korb voll. Nie und nimmer tausche ich mit ihnen.“

Und nun ist ihr Juwel dahin.

Diese Geschichte klingt direkt wie eine Nacherzählung von der Cornelia. Aber was weiß Hana von der Gracchenmutter! Es ist nur wieder ein Beweis für meine Anschauung, wie auffallend ähnlich in mancher Hinsicht die Denkgungs- und Gefühlsart echt japanischer Kreise ist mit der der alten Römer.

Als ich mit Hermann* und einigen Freunden in meinem fünfzehnten Jahre eine Wanderung nach dem Schwarzwald machte, kamen wir auch nach Baden-Baden und besuchten dort die römische Altertumsammlung. Von allem ist mir nur eines in Erinnerung geblieben, ein fast zweitausend Jahr alter Stein mit der einfachen Inschrift:

* Hermann Bälz, der zweite Bruder, geb. 1850

FILIOLAE DILECTISSIMAE

— dem innigstgeliebten Töchterchen —

Ich weiß noch wie heute, wie mich diese zwei Worte aufs tiefste ergriffen. Sie zeigten, daß der meist so harte Charakter des Römers doch auch zartester Liebe fähig war. Dieser Mann hatte sein teures Kind in der Fremde verloren. Ahnte mir, daß ich einst eine filiola dilectissima in fremdem Lande begraben sollte?

Morgen ist Mutters Geburtstag. Wir werden ihn stiller feiern, als wir noch vor wenigen Tagen gedachten. Hana wird Blumen vor dem Bilde der lieben Mutter aufstellen und Räucherwerk abbrennen. Wir werden uns festlich kleiden wie immer. Und sie wird Toku — jetzt unser einziges Kind — an der Hand vor das Bild führen. Und wir werden davor stehen in Andacht. — Möge es der lieben Mutter wohl ergehen.

Entschuldigt, daß ich Euch mit diesem überlangen Brief behellige. Aber wem sollte ich sonst mein Herz ausschütten? Er gilt zugleich für alle Geschwister. Ich möchte ihn aber gerne wieder haben, da er mir eine Erinnerung an diese schweren Stunden sein soll.

Lebt alle herzlich wohl. Nochmals innige Wünsche für der lieben Mutter Geburtstag

und herzliche Grüße
von Eurem treuen Erwin.

BIS ZUR BEENDIGUNG DER
LEHRTÄTIGKEIT

1900—1902

Zwischen den Jahren 1896 bis 1900 herrscht eine vollkommene Lücke in den Tagebüchern. Zur Erläuterung dieser Zeit sei hier ein Abschnitt aus einer späteren Abhandlung von Bälz über die Meiji-Ära eingefügt.

Wer die überraschende Umorientierung in der Volksmentalität Japans zwischen den neunziger Jahren und der Jahrhundertwende verstehen will, muß diese Zeiten in Japan selbst durchgemacht und einen Einblick in das Treiben hinter den Kulissen getan haben.

Der jetzige Kaiser hatte kurz nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1868 eine Proklamation erlassen, in der er dem Volk Anteil an der Regierung und eine Verfassung versprach. Aber die Männer am Staatsruder sahen bald, daß das Volk nicht entfernt dafür reif war. Man schob daher den Zeitpunkt wiederholt hinaus und schickte zunächst den Staatsrat — den späteren Fürsten — Ito nach Berlin zum genaueren Studium der Verfassungen. Nach seiner Rückkehr wurden die nach dem Muster der Taihoreform 1869 gebildeten höchsten Regierungsbehörden „Dajokan“* abgeschafft und an ihre Stelle ein Ministerium nach europäischer Art und Zusammensetzung bestellt. Die Verfassung, von Fürst Ito, hauptsächlich nach dem Muster der bayrischen, bearbeitet, wurde unter ungeheurem Jubel des ganzen Landes am 11. Februar 1889 feierlich proklamiert, und damit das Recht- und Pflichtbewußtsein zwischen Herrscher und Volk gesetzlich festgelegt.

Es zeigte sich aber bald, daß die Verfassung vielen nicht liberal genug war. Denn das Wahlrecht war sehr beschränkt, und das Recht, die Minister zu ernennen, kam nicht dem

* Das Reichskanzlerkollegium

Parlament zu. Man hat den Versuch gemacht, der Verfassung die Deutung zu geben, daß dies dennoch möglich sei. Das aber ist nur der Fall bei einer verkünstelten Auslegung. Ito selbst, der Vater der Verfassung, erklärte, das Recht, die Minister zu ernennen und zu entlassen, sei und bleibe ein Privileg des Kaisers, und bis jetzt ist diese Auslegung befolgt worden. Das Parlament versuchte dafür zum Entgelt gleich den Fürsten beim Kaiser zu denunzieren und diesen zu seiner Entlassung aufzufordern. Es wollte ihn und die andern bisherigen Staatsmänner beseitigen, um Platz für eine Generation von Berufspolitikern nach amerikanischem Muster zu machen. Es hatten sich zwei große politische Parteien gebildet, die in diesem Punkte wenigstens einig waren und im übrigen lediglich nach Macht strebten. Dabei war — und das ist das Groteske — die gesamte Presse eben dieser beiden Parteien voll von gegenseitigen Klagen über die geradezu trostlose Korruption der Parlamentarier. Der Einfluß unverdauter amerikanischer Ideen war eben in Wirklichkeit noch viel krasser, als es den allgemeinen Anschein hatte. Ein wegen aufwieglerischen Reden in Tokyo von der Polizei verfolgter ehrgeiziger gewissenloser junger Mann namens Hoshi war nach Amerika geflohen und hatte dort viel mit Sozialisten und Anarchisten verkehrt. Später nach Japan zurückgekehrt, schloß er sich dem radikalen Flügel der Politiker an und wußte sich durch seine rücksichtslose Energie und eine dämonische Beredsamkeit großen Einfluß zu verschaffen. Er war zynisch genug, die Bestechlichkeit der Parlamentarier zu verteidigen; denn das sei beim Übergang zu einem parlamentarischen System ein natürliches Durchgangsstadium. Er, früher Bettelarm, führte das Leben eines großen Herrn. Tatsache ist, daß man schon von Hoshi als Minister oder als Führer der stärksten parlamentarischen Partei sprach, wobei jeder wußte, daß er in rücksichtsloser Weise gegen die Reservatrechte des Kaisers vorgehen würde. Und mit diesem Menschen ließen sich die Staatsmänner und selbst Fürst Ito ins Paktieren ein. — Das ist für den Außenstehenden völlig

unverständlich, außer wenn man weiß, wie stark in Japan eine republikanische Strömung in den neunziger Jahren war. Die Nachricht von der Existenz einer solchen ist freilich sehr überraschend für den, der seine Kenntnisse über Japan aus Reisebildern und Zeitungen und ähnlichen europäischen oder auch japanischen einseitigen Quellen schöpft. Er weiß auch nicht, wer Fukuzawa war. Fukuzawa war ein bedeutender und außerhalb der Regierungskreise der einflußreichste Mann des Landes: der „Präzeptor Japonis“. Und dieser Fukuzawa hat sich dem Berichterstatter einer großen amerikanischen Zeitschrift gegenüber geäußert: „Ich bewundere euer freies Land; wir selbst sind für eine Republik noch nicht reif und haben daher einen Kaiser. Aber das dürfen Sie mir glauben, daß schon jetzt der Kaiser in der Politik weniger zu fagen hat als der König in England.“ Diese Äußerung gab die Stimmung eines großen Teiles der gebildeten Japaner in den neunziger Jahren wieder. Und die Kenntnis dieser Stimmung ließ es der Regierung klug erscheinen, nachgiebig zu sein, bis das Schicksal ihr eine Gelegenheit bot, ein einigendes Band für die ganze Nation neu zu schaffen, und zwar in Form des Krieges mit China wegen Korea. Und dieser Krieg hatte die von der Regierung gewünschte Folge: das ganze japanische Volk war einig und begeistert durch die Erfolge der nationalen Waffen. Die vorher gehaßten und viel gelästerten Satsuma- und Choshu-Staatsmänner, an ihrer Spitze die „Genro“, hatten das Ansehen Japans zu Wasser und zu Land in der Welt erhöht. Das Nationalgefühl erwachte; es setzte eine gesunde Reaktion gegen die blinde Nachahmung alles Fremden ein. Man hörte viel weniger von den Herrlichkeiten der freien Staaten. Die größten Schreier für eine parlamentarische Regierung hielten sich zurück. Der Demagog Hoshi wurde in einer Ratsitzung ermordet, und der Unbefangene muß sagen: wenn jemals ein politischer Mord einem Land zum Segen gereicht hat, so war es dieser.

Und den tieferen Grund zu diesem der Welt erstaunlichen Sieg über den chinesischen Koloß suchte man jetzt in den

spezifisch-japanischen Eigenschaften, und in diesem Japanertum spielte auch das Herrscherhaus mit seiner „ewigen Dynastie“ eine große Rolle. So ging dieses gestärkt aus der Krise hervor. Die Person des Kaisers trat mehr und mehr in den Vordergrund. In jeder Schule, in jedem Amt wurde sein Bild aufgehängt, das jetzt bei feierlichen Gelegenheiten durch Verbeugen begrüßt werden muß. Es erging ein Edikt, das die Grundlage aller sittlichen Erziehung der japanischen Jugend bildet, und in dem der Kaiser als eine Art Vater seines Volkes erscheint. Und so wurde der Kult des Kaisers als eines gewissermaßen ideellen symbolischen Repräsentanten der Nation in den an sich uralten, aber jetzt wieder günstig vorbereiteten Boden mit voller Absicht gefät. Und man wird den führenden japanischen Staatsmännern nicht die Anerkennung versagen können, daß ihr planmäßiges Werk voll und ganz, manchmal fast über das beabsichtigte Maß hinaus gut gelang.

Miyanoshita, 2. Januar 1900.

Traf neulich in der Bahn Wada. Er hatte die Leitung der großartigen Eifengießerei in Kyushu und hatte den Mut, den deutschen Ingenieuren Autorität über die Japaner zu geben. Dies steht im krassen Widerspruch zu dem sonst in Japan florierenden Prinzip. Hoffentlich macht er gute Erfahrungen! — Interessant war mir sein Urteil über Deutschland. Er war ehrlich begeistert von der Blüte unserer Industrie. Nur über die Eisenbahnen war sein Urteil ungünstig: er fand die Wagen, zumal die Toiletten, äußerst schmutzig. Leider muß ich ihm darin zustimmen.

Schon wieder ein Telegramm vom Kaiserlichen Hausministerium! Tokudaji will mich am fünften morgens „in dringender Sache“ auf dem Kunaisho sprechen. Natürlich betrifft auch dies die Heirat des Kronprinzen.

Tokyo, 5. Januar 1900.

Wegen der Dringlichkeit des Kunaisho gestern hierher. Was war's? Man wollte einfach wissen, worauf die Gewichtsabnahme des Kronprinzen beruhe. Dabei steht in meinen wöchentlichen Berichten alles genau angeführt. Bin wirklich verärgert. Machte auch kein Hehl daraus. Will bei Gelegenheit betonen, daß ich künftig vom Kunaisho mehr Rücksicht erwarte, lege sonst meine Stelle nieder.

Tokyo, 8. Januar 1900.

Gestern Besprechung mit Baron Sannomiya, dem Großzeremonienmeister. Erklärte ihm, daß ich entweder mit den japanischen Chokunin völlig gleich behandelt werden muß, oder daß ich andernfalls mich gezwungen sehe, meine Stellung bei Hof aufzugeben. Sannomiya selber ist ein sehr verständiger Herr. Aber er stößt offenbar bei den „Kyuhei“, den Konservativen, auf Widerstand.

Tokyo, 12. Januar 1900.

Schrieb gestern an Freund Brinkley, den einflußreichen Herausgeber der Japan Mail. Ich frug ihn, warum er denn immer gar so deutschfeindlich sei, er gleich seinen meisten Kollegen in England. Er dürfe sich doch dann nicht wundern, daß die deutsche Presse auch England nicht mit Glacéhandschuhen anfasse.

Tokyo, 17. Januar 1900.

Die letzten Tage viel zu tun wegen Erkrankung der wirklichen Mutter des Kaisers, der Nii no tsubone. Diese Kaiserinmutter leidet nun seit vier Tagen an schwerer Influenza, nachdem sie schon lange Emphysem und Schrumpfniere hat. Sie ist 65 Jahre alt. Die Krankheit ist schwer. Ich bin der einzige, der noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hat.

Tokyo, 20. Januar 1900.

Mit der greifen Mutter des Kaisers hatte ich Glück. Als es mit ihr am schlechtesten stand, hohes Fieber und Pneumonie, da erklärte ich auf eine Anfrage des Hofmarschalls, es sei einige Hoffnung vorhanden, wenn die Patientin noch zwei Tage aushalte. Dem Kaiser wurde der Fall offenbar falsch berichtet. Als Dr. Oka zwei Tage später zum Bericht erschien, fand er den Kaiser mit der Uhr in der Hand. Diefes winkte ihm gleich ab: „Es ist gut, ich weiß, sie ist gerettet.“ Dr. Oka, sprachlos vor Staunen, verstand ihn nicht. Er erlaubte sich zu bemerken, es sei wohl eine Spur von Besserung eingetreten. Der Kaiser aber meinte: „Bälz hat gesagt, wenn sie noch 48 Stunden lebt, kommt sie durch. Und er weiß das!“ Oka erlaubte sich zu bemerken, ich hätte so etwas nie behauptet. Der Kaiser blieb aber bei seiner Ansicht.

Und nun geht es wirklich besser.

Tokyo, 30. Januar 1900.

Gestern abend große Gesellschaft bei Baron Sannomiya. Meine Einladung war die Folge meiner Beschwerde. Man war anscheinend erstaunt, sah aber ein, daß ich recht hatte.

Neulich abends im Palast der Kaiserinmutter Abendessen für mich auf Japanisch. Die Hofdamen kredenzt den Sake. Sie hatten sich offenbar vorgenommen, mich ein wenig zu bezeichnen. Es gelang ihnen aber nicht, denn ich vertrage ein gehöriges Quantum.

Tokyo, 8. Februar 1900.

Heute vormittag wichtige Konferenz bei Prinz Arisugawa. Zugegen: Marquis Ito, Marquis Oyama, Graf Hijikata und der Haushofminister Viscount Tanaka, ferner D. D. Hashimoto und Oka. Es wurde beschloffen, der Kronprinz solle so bald als irgend möglich heiraten. Als Zeitpunkt wurde vorläufig Anfang Mai festgesetzt. Offiziell proklamiert wird aber zunächst nur die Verlobung, und zwar am 11. Februar,

dem Tag, an dem vor 2560 Jahren Jimmu Tenno als erster Kaiser den Thron von Japan bestiegen haben soll.

Der Burenkrieg nimmt die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Japaner sind außerordentlich erstaunt, daß die Engländer immer geschlagen werden. Aber alle Zeitungen sind nichtsdestoweniger ganz auf ihrer Seite. Grund: die Russen!

Tokyo, 11. Februar 1900.

Heute Bekanntgabe der Verlobung des Kronprinzen mit Prinzess Kujō.

17. Februar 1900.

Telegraphisch nach Kyoto zu dem schwer kranken Lord Primas Otani* des Nishi Hoganji berufen.

Die heutigen Depeschen aus Süd-Afrika melden wieder mehrere kleine Schlappen der Engländer. Auch nicht ein Lichtblick für sie. Überall nur Rückzug. Die Anwesenheit des großen Roberts scheint die Buren gar nicht zu beunruhigen. Sie treiben die Engländer in ihr Hauptquartier zurück.

Kyoto, 20. Februar 1900.

An der Bahn abgeholt von einem jungen Herrn in der eleganten Equipage Otanis, beiläufig der einzigen in Kyoto, da die Straßen derart eng sind, daß Fuhrwerke wirklich den Verkehr gefährden. Die elektrische Straßenbahn hat schon viele Opfer gefordert.

Der Patient ist nicht nur hierarchisch sehr hoch gestellt, als der sogenannte „buddhistische Papst von Japan“, sondern steht nebenbei im Ruf, der schönste Mann in Kyoto zu sein. In der Tat sind er und seine Familie ganz ungewöhnlich vornehme Menschen, von welchem Standpunkt aus man sie auch betrachtet. — Schwere Urämie, jedoch weniger schlimm, als ich erwartete.

* Der Hohepriester der buddhistischen „Tendai-Sekte“. Hoganji ist ihr Hochtempel

Tokyo, 5. März 1900.

Bin sehr begierig, was all die Burenfreunde — fast das gesamte deutsche Volk — dazu sagen, daß nach all dem furchtbaren Lärm und der allgemeinen Engländerhetze die deutsche Regierung zurückhaltend, eigentlich kalt den um Vermittlung ersuchenden Buren erklärt: „Die Sache geht Deutschland nichts an.“

Tokyo, 23. März 1900.

Heute in Hayama Goyotei wichtige Beratung über den Kronprinzen, d. h. über seinen Gesundheitszustand und ob dieser seine Heirat im Mai erlaubt. In Übereinstimmung mit Hashimoto und Oka spreche ich mich bejahend aus trotz kleiner Bedenken. Das Körpergewicht hat noch lange nicht die Höhe vom vorigen Jahr erreicht. Dies soll jedoch im Bericht an den Kaiser ausdrücklich nicht erwähnt werden, da gerade der Kaiser möchte, daß er zuerst wieder zunimmt. Marquis Ito und Prinz Arisugawa und die Umgebung des Kronprinzen sind aber der Ansicht, daß man mit der Heirat nicht länger warten könne. Denn ganz entgegen jeder orientalischen Sitte ist man entschlossen, daß er keine andere Frau vorher berühren soll. So glaube ich auch, daß in Anbetracht der allgemeinen und besonderen Umstände die baldige Ehe einen günstigen Einfluß auf ihn ausüben wird.

Tokyo, 24. März 1900.

Sehr interessant zu erfahren, daß zwar der Kaiser und die Kaiserin auf sogenannte „glückliche Tage“ für die Wahl des Datums keinen Wert legen, daß man aber aus Rücksicht für die konservativer denkende Familie der Braut doch nur zwischen drei „glücklichen“ Tagen wählen dürfe, nämlich 30. April, 6. Mai, 12. Mai. In Anbetracht besonderer Verhältnisse entschied man sich für den 6. Mai als Tag der Hochzeit.

6. April 1900.

Nachmittags fahren wir nach Yokohama, um Erwin Toku aufs Schiff zu begleiten. Schweren Herzens haben wir Eltern uns entschlossen, ihn nach Deutschland zur Erziehung zu schicken. Aber da er ja ein Deutscher ist und ein solcher auch wirklich werden soll, hält es auch Hana für das einzig Richtige und so bringt sie das große Opfer, ohne zu klagen. Ein Trost ist es für uns, daß er bei seiner Großmutter und den Tanten aufs beste aufgehoben ist. — Was an Freundschaft und Liebe in diesen letzten Tagen dem Kinde und uns Eltern erwiesen wurde, werde ich nie vergessen.

7. April 1900, morgens.

Hana kommt mit zahlreichen Bekannten an Bord, auch unseren Verwaltern aus Horiuchi. Diese guten Leute sind besonders hergerüstet, um den „jungen Herrn“ noch einmal zu sehen, den sie ja alle von Geburt an kannten und so liebten.

Schwer war der Abschied von der Mutter und für sie von ihrem noch einzigen Kinde, das sie für so viele Jahre weggeben muß. Hana wußte sich zu beherrschen. Aber ich weiß, was sie im Innern litt.

Um neun Uhr fährt die „Weimar“ vom Pier ab. Der Junge schluchzt, daß ihm fast das Herz bricht. Da ich ihn jedoch bis Kobe begleite, so hat er doch noch seinen Vater für diesen Tag. Er beruhigt sich auch bald ein wenig.

8. April 1900, Sonntag.

Abends um zehn Uhr schlägt die schwere Abschiedsstunde von meinem einzigen Kind. Er weint bitterlich. Auch mir wurden die Augen nicht trocken. Als die „Weimar“ um zehn Uhr langsam aus dem Hafen dampfte und ich ans Land kehrte, war mein einziger Trost, daß ich ihn in guten Händen bei unsern Freunden Kesslers wußte und daß ich ihn selbst bald wieder sehe.

Kyoto, 9. April 1900.

Heute in aller Frühe von Kobe hierher nach Kyoto. Volle Frühlingspracht. Das Leben im Park bei Gion ist jetzt sehr interessant. Die Kirfchen stehen gerade in voller Blüte und ziehen viel Volk an. Überall improvisierte Teebuden oder einfache Bänke, darauf brennend rote Decken und oft mit bunten Vorhängen umgeben. Auch eine pompös angekündigte, von lärmender Musik begleitete „Ausstellung der hundert Schönheiten“ findet sich hier. Es handelt sich um die Photographien von hundert Geishas. Eintritt fünf Sen. Jeder Besucher notiert oder vielmehr sagt dem Sekretär, welche Geisha er für die schönste hält. Wer von den jungen Damen die meisten Stimmen erhält, bekommt einen Preis von 600 Yen! Das Ganze ist eine Nachahmung eines ähnlichen Unternehmens in Tokyo. Ganz bezeichnend und kultur- wie rassen-geschichtlich von großem Interesse ist, daß die von den Japanern Prämierte in europäischen Augen den Preis nicht verdient und umgekehrt.

Tokyo, 17. April 1900.

Heute früh geht es unferer Gin plötzlich ganz schlimm. Mittags ist sie hoffnungslos. Abends um zehn Uhr stirbt das arme zwölfjährige Kind. Hana ist gefaßt. Sie hat nun ihre Mutter, ihre Tochter und ihr Pflegekind, alle drei an akuter Peritonitis, verloren. Gin hatte sie erzogen, teils aus Mitleid und um eine Spielgefährtin für Toku zu haben, teils damit sie jemand habe, „der einst für ihr Grab forge“. Manchmal wird mir die Selbstbeherrschung Hanas fast unheimlich. Wer ihr wahres Gefühlsleben und ihr rührend gutes Herz nicht kennt, würde sie leicht für gefühllos halten.

Tokyo, 17. April 1900.

In Korea scheinen die Russen mit der Regierung einen Vertrag abgeschlossen zu haben. Nach diesem darf die Insel Koye, die den Hafen von Masampo beherrscht, nie an eine

andere Macht abgetreten werden. Damit haben die Pläne Japans in Südkorea den Todesstoß erhalten. Es sei denn, man lasse es auf einen Krieg ankommen. Und dazu hat Japan, wie es scheint, weder Luft noch Geld.

Wirtschaftlich herrscht hier schwere Depression. Alle Aktien fallen. Der Zinsfuß steigt, Gold fließt aus dem Lande.

Als ich vor zehn Jahren bei Einführung der Konstitution und des Parlaments die Ansicht aus sprach, sie sei mindestens zwanzig Jahre verfrüht, wurde ich als Reaktionär betrachtet. Heute gibt es aber kaum einen nüchternen Beobachter, der nicht diese Ansicht teilte.

Tokyo, 18. April 1900.

Heute tat ich einen wichtigen Schritt. Habe meine Stellung an der Universität gekündigt unter Verzicht auf die angebotene fünfundzwanzigjährige Jubiläumsfeier. Natürlich tat ich einen derartigen Schritt nicht gerne. Aber die Art und Weise der Behandlung fremder Professoren wird mir allmählich unerträglich. Schon seit langem wußte ich, daß in der medizinischen Fakultät eine Strömung für Selbständigkeit war. Eine solche Ansicht ist mir durchaus verständlich und berechtigt. Ja, ich halte sie für notwendig und habe sie immer selber gefördert. Ich schlug daher der Fakultät schon mehrmals beim Angebot einer Kontrakterneuerung von mir aus vor, sie sollten es doch einmal allein probieren. Man drängte mich aber immer wieder, zu bleiben. Nichtsdestoweniger aber suchte man bei allen Gelegenheiten uns Fremde zu ignorieren. Da hörte ich dieser Tage, daß man die Pläne für die Neubauten der Poliklinik und Klinik schon ziemlich fertiggestellt hat, ohne mich zu Rat gezogen zu haben. Das war denn doch des Guten zu viel. Ich ging zum Rektor, erklärte ihm, daß ich meine Stelle niederlegen wolle unter friedlichem Ausscheiden von der Universität. Er war aufrichtig verblüfft, mußte jedoch zugeben, daß in der medizinischen Fakultät tatsächlich eine Strömung bestehe, alles allein machen zu wollen. Aber alle etwaigen Schritte würden

ficher nicht meiner Person gelten, sondern entspringen mehr einem Prinzip. Ich erklärte ihm, daß ich eine derartige Anschauung durchaus zu würdigen wisse, aber man sollte dann den Mut haben, dies offen einzugestehen. Es sei jedoch nicht angängig, mich zuerst zum Bleiben zu veranlassen und gleichzeitig mich bei wichtigen Fragen auszufalten. Unter keinen Umständen ließe ich mir eine derartige Behandlung bieten. Ich müßte sonst meine Konsequenzen ziehen.

Gestern abend gab der chinesische Gesandte einen Ball. Ist es nicht sonderbar, daß von allen den fremden Gesandtschaften gerade die chinesische allein einen Ballsaal besitzt? Es kommt daher, daß der europäerfreundliche „Lord Li“ als Gesandter das Gebäude bauen ließ.

Tokyo, 19. April 1900.

Heute nachmittag war im großen Teehaus „Nakamura Ro“ am Fluß eine große Versammlung der Studenten der medizinischen Fakultät, um ihren Sieg in der Fakultätsregatta zu feiern. Ich hielt u. a. eine kleine Rede, in der ich meiner Freude Ausdruck gab, daß im Gegensatz zu früheren Generationen die Jugend heute mit Recht mehr Zeit für den Körper verwende, der noch vor einer Generation allzusehr vernachlässigt wurde. Ich forderte sie aber auf, nicht bloß den Körper zu üben und zu stählen, sondern auch sich Rechenschaft über ihn zu geben und den Sinn für seine Formen zu kultivieren, der sehr im Argen liege oder eigentlich in Japan bisher kaum existiere.

Tokyo, 20. April 1900.

Heute mittag zu Tisch beim Ministerpräsidenten Marquis Yamagata in seiner in prächtigem Park liegenden Villa in Mejiro. Interessante und bunte Gespräche mit Sir E. Satow, Graf Aoki, Baron Hayashi (Gesandter in London), Kato, bisher Gesandter daselbst, Whitehead und Cheetham von der englischen Gesandtschaft, Kirkwood, Lönholm.

Tokyo, 5. Mai 1900.

Mit der Universität habe ich mich wieder vertragen. Man versprach mir, mich künftig wieder in allen wichtigen Sachen um Rat zu fragen. Wurde in der Tat auch sofort wieder zu einer Fakultätsitzung eingeladen.

Tokyo, 9. Mai 1900.

Vorgestern nochmals Sitzung bei Prinz Arisugawa wegen der Hochzeit des Kronprinzen. Ito machte dabei eine Bemerkung, die mich durch ihre Ungeniertheit frappierte: halb zu Prinz Arisugawa gewandt, meinte er: „Es ist wirklich ein hartes Schicksal, als Kronprinz geboren zu werden. Sofort, wenn er in die Welt kommt, wird er überall mit Etikettenbändern gefesselt, und wenn er größer wird, so muß er nach der Pfeife seiner Erzieher und Räte tanzen.“ Ito machte dabei die Bewegung, wie man Marionetten an Fäden tanzen läßt. — Es ließe sich da sehr einfach helfen. Die Etikette für den Kronprinzen, die ihn in der Tat zur Puppe macht, muß gelockert werden. Ito selber ist der einzige, der das durchsetzen könnte, aber wahrscheinlich hat selbst er nicht den Mut, mit der japanischen alten Idee zu brechen, wonach dem regierenden und dem zukünftigen Kaiser alle denkbare Ehre erwiesen, aber keine Selbständigkeit gelassen wird. Ein Japaner drückte dies einmal so aus: „Das Land ist gewohnt an eine unsichtbare und unperfönliche Regierung, und es wäre gefährlich, dies zu ändern.“

Freudige Überraschungen: Vor drei Tagen schickte mir der Kaiser ein paar schöne silberne Vasen als Zeichen des Dankes für die Genesung seiner Mutter. Gestern kam von Prinz Kujo und seiner Schwester, der Braut des Kronprinzen, ein elegantes silbernes Räuchergefäß, und heute erhielt ich den Orden vom Heiligen Kleinod 1. Klasse, sowie ein außerordentliches Geldgeschenk, weit mehr, als ich erwartete. Die Summe betrachte ich als Reisefonds für wissenschaftliche Zwecke.

Tokyo, 10. Mai 1900.

Hochzeit des Kronprinzen, vom schönsten Wetter begünstigt. Es war ein harter Tag für den bisher so zurückgezogen lebenden Prinzen. Aber er scheint ihn gut überstanden zu haben. Die „Trauung“ im Schloß fand im alt-japanischen Hofkostüm statt. Dann fuhr das neue Paar in europäischen Kleidern im Galawagen vom Kaiserlichen Palaß nach dem des Kronprinzen in Aoyama. Hier hielt der Prinz um ein Uhr Empfang nur für die, welche direkt mit ihm zu tun hatten. Der Prinz sieht frisch aus. Die Prinzessin sehr fein.

Die ganze Stadt prangte im vollsten Festschmuck. Auch heute fand ich wieder bestätigt, wie unendlich besser sich die Japaner bei solchen Massenversammlungen benehmen als unsere lieben Landsleute.

Um vier Uhr großer Empfang im Kaiserlichen Palaß, wo Kaiser und Kaiserin, Kronprinz und Kronprinzessin die Gäste zur Cour empfangen. Nachher Souper, über zweitausend Gäste. Das ganze Arrangement tadellos. Die großen Säle des Palaßes mit ihrer glücklichen Vereinigung von europäischer und japanischer Architektur nahmen sich ausgezeichnet aus.

Abends auf der Ginza, der Hauptstraße von Tokyo, spazieren gegangen. Musterhaft. In jedem Laden ist irgend etwas Glückverheißendes aufgestellt, oft in recht malerischen Gruppen.

Tokyo, 11. Mai 1900.

Erhielt heute vom Kronprinzen drei goldene Sakefchalen (Kimpai) „zur Erinnerung an seine Hochzeit“. Bei der japanischen Heirat besteht ein Hauptteil der Zeremonie darin, daß Braut und Bräutigam sich aus drei Schalen Sake zutrinken. Solche Schalen sind gewöhnlich aus rotem Lack mit Goldmalerei. Bei Hof aber finden goldene Verwendung.

Tokyo, 12. Mai 1900.

Der Kronprinz scheint ganz glücklich als junger Ehemann.

Tokyo, 24. Mai 1900.

Abends Abschied für den bisherigen Botschafter Graf Leyden. Ob er wohl wieder von seinem Urlaub zurückkehrt? Persönlich ist er ein feiner lebenswürdiger Mann. Aber für die Stellung, in der ihn das Reich herfschickte, hat er leider nicht das geringste Interesse. Er hegt eine tief eingefleischte Abneigung gegen die Japaner und trägt sie ganz offen zur Schau. Er mag auf einem andern Posten sich bewähren, hier bedeutet sein Verhalten einen ungeheuren Schaden. Es ist geradezu ein Verbrechen des Reiches am Deutschtum, daß es keine andere Wahl getroffen hat. Um so schlimmer für Deutschland, als schon sein Vorgänger ähnliche Gesinnung zeigte. Die Japaner müssen denken, daß man in Deutschland bewußt solche Anschauungen nährt. Und doch hat unter allen Nationen Deutschland wegen Kiautschou am meisten Grund, es mit den Japanern nicht zu verderben.

Tokyo, 26. Mai 1900.

Heute habe ich in der Familie des Fürsten Mori (früherem Herzog von Choshu) einem sehr interessanten Feste an-gewohnt, dem Tokoage (Genefungsfeier) der verwitweten Fürstin. Die 75jährige, als sehr intelligent und fein bekannte Dame litt Ende letzten Jahres an Apoplexie, Augenentzündung, nachher Hysterie usw. Ich war der einzige, der die Prognose relativ günstig stellte. Glücklicherweise behielt ich recht und bin daher im Hause beliebt.

In Japan ladet man, wenn das Bett (futon) „aufgenommen“ wird, also wenn der Patient nicht mehr das Bett hüten muß, seine Freunde ein und feiert ein großes Fest. Das war also auch hier der Fall. Und daß man mich, den Europäer, dazu einlud, muß ich als besondere Ehre betrachten.

Anwesend die ganze Familie Mori, ziemlich zahlreich. Denn mehrere jüngere Brüder des jetzigen Fürsten sind verheiratet. Sonst waren noch da außer nahen Verwandten Mar-

quis Ito, Graf Inouye, Viscount Sugi, Baron Ikeda, Viscount Nomura, alles alte Choshiuleute und nahe Freunde der Familie.

Alles in japanischem Stil. Vor dem Tokonoma, der Altarnische, auf der Westseite des Zimmers, saß der Fürst, zu seiner Rechten seine geneigte Mutter, zu seiner Linken eine zierliche Frau. Rechts von der älteren Fürstin saß eine über siebzehnjährige noch völlig rüftige Dame mit heiterem Gesicht. Links von der jungen Fürstin saßen drei junge, nah verwandte Damen und auf sie folgte die ledige Tochter des Hauses, ein achtzehnjähriges Mädchen von typisch mandtschu-koreischer Rasse, aber groß und kräftig, mit tiefen schmalen klugen Augen. Die Männer saßen alle auf der den Damen gegenüberliegenden Seite des Zimmers.

Zunächst erschienen die bei japanischen Festen üblichen Erzähler und Sänger und dann — zu meinem größten Erstaunen — eine Anzahl Geishas. Geishas in einem solchen Hause, das hatte ich nicht erwartet. Und mein Nachbar Ikeda, der meine Verwunderung bemerkte, erklärte mir, ihr Erscheinen sei eine höchst bedauerliche Konzession an die anwesenden Choshiuer. Es berührte mich peinlich, wie diese Frauenzimmer sich benahmen, als seien sie zu Hause, laut lachten, bei den Tänzen Beifall klatschten, während die Fürstinnen sich völlig reserviert und bescheiden zurückhielten. Es muß aber zur Ehre der übrigen Sängerinnen bemerkt werden, daß es besonders ein paar alte Geisha, „mütter“ waren, die sich derart hervortaten, und daß sich die übrigen, die jüngeren, weit ruhiger und manierlicher benahmen. Immerhin taten mir die feinen jungen Fürstinnen leid, als sie nach japanischer Sitte bei den Gästen herumgingen, um ihnen selbst den Sake zu kredenzen. Sehr gut unterhielt ich mich dabei mit der jungen achtzehnjährigen Fürstin Mori, die mit ihrem offenen fröhlichen gesunden Wesen angenehm abstach gegen das etwas allzu formelle steifeticketliche Benehmen so vieler vornehmer Japanerinnen.

Das Fest dauerte von vier bis zehn Uhr. Als ich nach Hause

fuhr, stellte ich fest, daß dieser Abend zu den angenehmsten gehörte, die ich in Japan verbrachte.

Tokyo, 3. Juni 1900.

Der politische Horizont in Ostasien sieht wieder einmal recht trüb aus. In China haben Rebellen („Boxer“) die Eisenbahn zwischen Peking und Tientsin unterbrochen, und die Gesandten haben Truppen gelandet.

Tokyo, 5. Juni 1900.

Heute abend habe ich bei mir die beiden einflußreichen Parlamentsmitglieder Sho Nemoto und Kakuguro Inouye zu Tisch. Es handelt sich um die Errichtung einer Fabrik für feines Soya- und anderes Bohnen- sowie Reismehl nach meiner speziellen Idee. Mir wäre aber eine Kombination von Europäern und Japanern lieber. Denn im japanischen Geschäftsleben hegt der Fremde nach den allgemeinen Erfahrungen stets ein gewisses Mißtrauen.

Tokyo, 6. Juni 1900.

Die Nachrichten aus Korea lauten bedenklich. Da die japanische Presse einen derartigen Lärm über die Hinrichtung zweier Koreaner machte, sah sich der japanische Gesandte Hayashi gezwungen, eine Audienz vom Kaiser von Korea zu verlangen. Diese wurde ihm abgeschlagen. Nun wird gar die koreanische Regierung ausfällig und telegraphiert nach Tokyo, sie sei überhaupt nicht geneigt, über diesen Fall zu verhandeln. Daß ihr der Mut dazu nicht aus der eigenen Brust kommt, sondern aus dem Rückhalt an Rußland, ist klar. Es fragt sich nur, ob das japanische Selbstgefühl diese Pille schlucken wird.

Und in China sieht es nicht besser aus. Man sagt, Rußland habe der chinesischen Regierung seine Truppen zur Unterdrückung des Aufstandes angeboten.

Frankreich wird schließlich eventuell selbst mit eingreifen müssen, so fauer es ihm auch wird. „Der Bien, er muß“, wenn die Freundschaft Rußlands nicht leiden soll.

Die nächsten Wochen müssen folgenschwere Entscheidungen bringen. —

Und dabei wählt hier die liberale Partei gerade diesen Augenblick, um dem Kabinett die Allianz zu kündigen. Sie werden sich die Sache schließlich doch wohl nochmals überlegen müssen. Die Führer haben Marquis Ito bewegen wollen, die Leitung ihrer Partei zu übernehmen. Er hat aber noch keine Antwort erteilt, lehnt jedoch hoffentlich ab. Daß er Herr der Situation ist, darüber kann kein Zweifel bestehen, auch nicht darüber, daß er überhaupt alle anderen japanischen Staatsmänner weit überragt. Und Japan braucht noch jetzt in ihm den Mann, der „außer und über den Parteien“ steht.

Mit der deutschen Vertretung hier sieht es schlimm aus, schlimm! Nachdem die beiden Vorgänger ihr Möglichstes getan hatten, um den Japanern ihre Abneigung offen zu bezeugen, debütiert nun der neue Geschäftsträger in einer womöglich noch verkehrteren Weise. Die Frau des russischen Gefandten erzählte mir, Graf Wedel habe ihr gesagt: „Kein Japaner werde auch nur eine Tasse Tee bei ihm bekommen“, was sich natürlich sofort in Tokyo herumspriecht und sicher bald auch den Japanern zu Ohren kommt, die ohnehin nicht gut auf Deutschland zu sprechen sind. Der russische Gefandte machte mir noch eine kleine Bemerkung über die merkwürdige Art, wie die ersten deutschen Gesandtschaftssekretäre ihre Stellung auffassen.

Tokyo, 12. Juni 1900.

Wollte eigentlich heute nach Miyanoschita, um ruhig zu arbeiten, aber Marquis Mayeda, der frühere Daimyo von Kaga, ist todkrank und seine Frau, Nabeshimas Tochter, und Prinzess Arisugawa, seine Schwester, bitten mich, dazubleiben. Leider jedoch sehr wenig Hoffnung.

Politisch schlimm, immer schlimmer. In China landeten die

Russen angeblich nicht weniger als 4000 Mann mit 24 Geschützen in Taku und die Engländer 1000. Die Bahn von Tientsin nach Peking ist zerstört. Mehrere Europäer sind getötet. Wenn nur nicht hier der lange gefürchtete „allgemeine Krieg“ ausbricht.

Die Japaner sind auffallend still. Der wüste chauvinistische Lärm der Presse ist plötzlich verstummt. Und während früher jede Kleinigkeit benützt wurde, um die Regierung zur Einmischung in Korea und China aufzufordern, sind die Zeitungen äußerst zurückhaltend gerade jetzt, wo sie diesmal in China ernstlichen Grund hätten, vorzugehen. Und die geradezu ungläubliche Beleidigung von seiten Koreas wird ruhig eingesteckt. Die Regierung hat offenbar einstweilen die Parole ausgegeben: „Ruhe auf der ganzen Linie.“ Die Führer der Liberalen haben übrigens den Ernst der Lage doch schließlich begriffen und ihren Sturm aufs Kabinett vorläufig verschoben.

Tokyo, 14. Juni 1900.

Marquis Mayeda stirbt heute früh. Die arme Prinzess Arisugawa hat nun voriges Jahr ihre Schwester und jetzt ihren einzigen Bruder verloren. Sie ist vorher schon zart, sieht aber jetzt geradezu beängstigend aus.

Miyanoschita, 17. Juni 1900.

Politisch sieht es in China böß aus — böß! Die Chinesen, sogar die Rebellen, sind durchaus nicht die quantité négligeable, für die man sie gehalten hat. Vor einem halben Jahr schickte jede Macht etwa fünfzig Mann nach Peking, um die Legationen zu schützen. Das genügte. Und nach einiger Zeit wurden die Truppen zurückgezogen. Diesmal strengte man sich etwas mehr an. Der englische Admiral Seymour ist mit einem internationalen Kontingent von 1400 Mann von Tientsin nach Peking abmarschiert. Kein Mensch zweifelte anscheinend, daß er ohne allen Widerstand die Hauptstadt bald erreichen werde — etwa 140 Kilometer. Aber die Nach-

richten, soweit welche bei der immer wiederkehrenden Zerstörung der Telegraphen vorliegen, melden nur, daß die Truppen nicht vorwärts kommen. Die Haltung der chinesischen Regierung gegenüber dem Aufstand und den Fremden ist vollkommen unklar. Die Lage der Fremden in Peking äußerst kritisch.

Miyanoshta, 18. Juni 1900.

Heute inhaltsschwere Nachrichten aus China. Die Chinesenstadt in Tientsin (700 000 Einwohner) steht in Flammen. Die europäischen Truppen unter Seymour nördlich von Tientsin sind isoliert, haben keinen ausreichenden Proviant. Hilfe zu Schiff ausgeschlossen, da die Chinesen die Forts bei Taku halten. Alle kleinen Kriegsschiffe — und nur ganz kleine können die Barre des Peiho passieren, würden sofort zusammengepöckelt. Diese Forts von Taku! Vor vierzig Jahren wurden hier Engländer und Franzosen elend abgefertigt. Und jetzt müssen diese doch wohl wieder angegriffen werden, um den Weg nach Peking frei zu machen. An Kriegsschiffen mit schweren Geschützen fehlt es bei Tientsin nicht. Aber man kann eben nicht an die Forts heran.

Die schlimmsten Posten aber aus Peking selbst: Es heißt — glücklicherweise bis jetzt nur ein „rumour“ — der deutsche Gesandte Baron Ketteler sei ermordet, die deutsche Gesandtschaft verbrannt. Sicher ist, daß ein großer Teil der fremden Kirchen und sonstiger Bauten in Peking zerstört, viele einheimische Christen ermordet sind.

Hier können nur Japan und Rußland helfen. Sie allein haben größere Truppenmassen zur Verfügung. Offenbar droht sich der Aufstand über ganz China auszubreiten.

Aus sich allein kann Deutschland jetzt nichts tun. Es muß sich, wenn es nicht Rußlands Vasall werden will, an England und Japan anschließen, also ausgerechnet an diejenigen Länder, von denen das erste vom deutschen Volk, das zweite von der deutschen Regierung ausgefucht schlecht behandelt worden ist.

Wie wird Kaiser Wilhelm wieder wüten, wenn er sieht, welche Früchte das mit so großem Blendwerk verkündete „Evangelium seiner Majestät“ getragen hat.

Auch die Japaner trifft die Krisis in einem ungünstigen Moment. Während ihnen sonst eine derartige Gelegenheit zur Einmischung höchst willkommen gewesen wäre, sind sie augenblicklich äußerst zurückhaltend wegen der schweren ökonomischen Depressionen im Lande. Schon vorher fand ein Sinken aller Werte statt. Im Laufe der letzten Woche aber sind alle Aktien förmlich gestürzt. Wahrscheinlich stehen wir vor einem großen Krach. Die sehr wichtige Baumwollindustrie verliert durch die Wirren in China ein Hauptabzugsgebiet. Aktien der großen Kangufuchi-Spinnerei vom 14. auf den 15. um mehr als 20% gefallen!

Nur Rußland scheint für alles vorbereitet.

Miyanoshta, 19. Juni 1900.

Aus China nur viele unklare Nachrichten. Die fremden Schiffe haben Taku bombardiert. Deutsche, Russen und Japaner sollen zusammen die Forts gestürmt haben. Ob sie genommen, noch unsicher.

Die Ermordung des deutschen Gesandten glücklicherweise noch nicht bestätigt.

Tokyo, 22. Juni 1900.

Die Nachrichten aus China melden, die Taku-Forts sind tatsächlich genommen. Sie hatten auf die kleinen fremden Kriegsschiffe, die sich allein nähern konnten, Feuer eröffnet. Vom Iltis wurden Lt. Kühne getötet, Kapitän Lanz tödlich verwundet.

Admiral Seymour, der schon in Peking gemeldet wurde, hat sich auf Tientsin zurückgezogen, offenbar unverrichteter Dinge. In Peking sind alle Gesandten mit ihrem Personal in der leicht zu verteidigenden englischen Gesandtschaft versammelt unter dem Schutz von etwa vierhundert fremden Soldaten.

In Tientsin sei die europäische Stadt von den vereinigten

chinesischen Truppen und „Boxern“ mit Artillerie beschossen und zerstört worden. Selbst in Tschifu und Shanghai überfällt die Fremden Beklemmung. Überall schreit man nach Kriegsschiffen. Im ganzen herrscht noch immer größte Konfusion in den Nachrichten. Aber daß der Zustand sehr bedenklich ist, ist klar.

Miyanoshita, 6. Juli 1900.

Deutschland ist in größter Aufregung wegen der Ermordung des Gefandten in Peking. In der Tat ist sie eine Barbarei ersten Ranges. Denn er wurde von chinesischen Soldaten ermordet, als er sich auf amtliche Aufforderung nach dem Auswärtigen Amt, dem Tsungli Yamen begab. Die andern Gefandten waren klüger. Sie leisteten der Aufforderung einfach keine Folge. Ob jedoch die deutschen Soldaten klug daran taten, das Tsungli Yamen anzuzünden? Verdenken kann man es ihnen nicht.

Deutschland schickt vier Schlachtschiffe und angeblich 20 000 Mann.

Japan benimmt sich wunderbar ruhig. Es wäre doch nur natürlich, daß es eine Armee nach Peking schickt. Aber die europäischen Mächte scheinen lieber ihre Vertreter unkommen zu lassen, als die Japaner zu erfuchen, sie zu befreien. Klägliche Eifersucht! — Bis jetzt haben sich die japanischen Truppen in China sehr ausgezeichnet. Vielleicht lernt man schließlich doch noch auf der Gefandtschaft in Tokyo einsehen, daß es sich lohnt, Japan „ernst“ zu nehmen, oder besteht wenigstens die Hoffnung dazu. Auf allen anderen Gefandtschaften hat man das längst erkannt.

Miyanoshita, 8. Juli 1900.

In einem Staatsrat gestern soll beschlossen worden sein, „entsprechend dem Wunsch der Mächte“ — die also doch schließlich in den bitteren Apfel bissen —, größere Truppenmassen nach China zu senden.

Tokyo, 10. Juli 1900.

Die japanische Regierung hat ein Telegramm erhalten, das den Inhalt eines offiziellen Artikels der Norddeutschen Allgemeinen über die deutsche Politik in Ostasien gibt. Ein ärgeres Seiltänzerstück kann man sich nicht vorstellen. Man ging bisher in Ostasien mit Rußland und will das auch künftig tun. Aber auch mit England will man sich gut stellen. Ferner wird man sich alle Mühe geben, mit Japan und U.S.A. gut auszukommen. Im übrigen will man „selbständige“ Politik treiben!

Wann wird man endlich einsehen lernen, daß unsere Interessen hier außen mit denen Englands und Japans identisch sind — es sein müssen, daß Japan für den Fall eines Streites mit Rußland für uns von unbezahlbarem Wert ist! Aber die Russenangst feiert Triumphe über jede Vernunft. Aus China nichts Neues! Dagegen hat Kaiser Wilhelm bei der Abfahrt der Marinetruppen wieder einmal eine Rede gehalten und sich dabei in die Wut hineingeredet. Er soll wiederholt das Wort „Rache“ gebraucht oder vielmehr hervorgestoßen haben.

Wie wohltuend sticht dagegen die absolute Ruhe der Japaner ab. Alles so ruhig, still, als ob nichts vorgehe. Und dabei haben sie die Entscheidung in der Hand und wissen es wohl.

Die Angst vor den Russen haben sie schon ganz abgelegt. Saki, der Dolmetscher der deutschen Gefandtschaft, ein sehr ruhiger Mann, meinte: „Daß wir es mit den Russen aufnehmen können, das haben wir jetzt schon in China gesehen. Auch vor ‚drei verbündeten Mächten‘ brauchen wir uns nicht mehr zu fürchten.“

Tokyo, 14. Juli 1900.

Besuchte heute im Yokohama-Marine-Lazarett die bei der Einnahme der Taku-Forts verwundeten Offiziere des „Iltis“. Kapitän Lanz, der sich so heldenmütig benommen hat, daß ihm der Kaiser telegraphisch den Orden Pour le

Mérite verlieh, befindet sich in Anbetracht seiner Wunden vortrefflich und ist munter und guter Laune. Er ist von den Japanern mit Freundlichkeit überschüttet worden. Der Kaiser und die Kaiserin, Prinz Yamashina, das Rote Kreuz, der Gouverneur, alle schickten Blumen und Geschenke, aber — der deutsche Vertreter hat sich noch nicht blicken lassen!!! Er mußte sich vor der Hitze in die Berge flüchten, wo er jetzt in Chiussenji weilt! — Im diplomatischen Verkehr ist es Regel, daß man jede Einladung bei einem Minister oder sonst einem hohen Beamten am nächsten Tage durch einen Besuch quittiert. Hier nun schicken die Majestäten ihre Vertreter zu den deutschen Verwundeten. Aber die deutsche Gesandtschaft reagiert nicht darauf — weil — weil sie nicht da ist. Sie ist einzig und allein vertreten in dieser kritischen Zeit durch ihren — Dolmetscher-Eleven. Alles andere Personal ist in den Bergen, der nächste fünf Stunden Eisenbahn von Tokyo! Der russische Gefandte, sobald er hörte, daß die Kaiserlichen Boten auch nur abgereist waren nach Nagasaki, um die russischen Verwundeten zu besuchen, machte sofort mit seinem Stab einen Dankbesuch beim Hofamt.

Auf allen Gesandtschaften schütteln die Leute den Kopf über den „Mut“ des deutschen Gefandten, seine Stellung hier einem Dolmetscher-Eleven anzuvertrauen. Ein so vortrefflicher Mensch der letztere auch sein mag, Einfluß kann er nicht haben. Daß die Japaner über die Art, wie die deutsche Gesandtschaft ihre Stellung auffaßt, ihre scharfen Bemerkungen machen, versteht sich von selbst.

Aus China lauten die Nachrichten immer unsicher. Nur so viel ist gewiß, daß vorläufig kein Ende abzusehen ist.

Tokyo, 15. Juli 1900.

Die Angabe taucht bestimmter als bisher auf, daß alle Gefandten und überhaupt alle Fremden in Peking ermordet sind.

Miyanoshita, 22. Juli 1900.

Überaus interessante Dokumente: Nachdem schon zahllose Male der Kaiser von China totgefagt wurde, schreibt er einen Brief an den Kaiser von Japan. Er sagt, China und Japan müßten zusammenstehen als Orient dem Okzident gegenüber, und Japan solle den Frieden in China wiederherstellen. So hat nun Japan nicht bloß von Europa, sondern auch von China selber den Auftrag. Seine Stellung ist wirklich großartig fest. Die Antwort des Kaisers von Japan ist sehr würdig, aber wesentlich ablehnend, was das Alleinhandeln betrifft. Japan will nur im Verein mit den Mächten vorgehen.

Tokyo, 1. August 1900.

Zwei sehr traurige Nachrichten aus Europa.

1. Der König von Italien ist ermordet.
2. Der deutsche Kaiser hat eine Rede gehalten anlässlich des Abgangs der Soldaten nach China, eine Rede, die jeden Deutschen schamrot machen muß. Er soll gefagt haben: „Macht keine Gefangenen, gebt kein Pardon!“ Also weil rebellische chinesische Soldaten den Gefandten einer Macht ermordet haben, die ihnen mitten im Frieden ein Stück Land raubte, deshalb gibt ein christlicher Fürst, der überall sein Christentum hervorkehrt, den Auftrag, unschuldige Leute deselben Landes hinzumorden — auch wenn sie die Waffen niederlegen! Es wird einem übel bei solcher Zivilisation! Und dabei will man in Zukunft Einfluß haben in diesem selben Lande! Ganz abgesehen von aller Brutalität und Unmenschlichkeit solcher Auffassung ist es schon vom politischen Standpunkt aus Wahnsinn. Ja, Wahnsinn mit Methode — nämlich all unseren Gegnern systematisch die Waffen zu unserer Vernichtung selbst in die Hand zu drücken!!!

Diese Sache hat mich innerlich derart erregt und erschütterter, daß ich meine Gedanken kaum zu ernster Arbeit zusammenfassen kann. Und doch habe ich jede Stunde so nötig.

Tokyo, 3. August 1900.

Heute wurde mir eine ungewöhnliche Ehre zuteil. Der Vorstand des Roten Kreuzes und namentlich die Crème der japanischen Damenaristokratie gaben mir ein Essen im Imperial-Hotel. Fürstin Mori, Marquise Nabeshima — bekannt als die schönste Dame in Japan — Marquise Saigo, Marquise Oyama u. a. Es ist dies wohl das erste Mal, daß solche japanische Damen einen Europäer einluden. Die Sache verlief reizend. Es war in der Tat kein kleines Opfer, das die Damen brachten, indem sie bei solcher Hitze sich in europäischen Kleider warfen, die ihnen sehr lästig sind.

Nikko, 4. August 1900.

Heute früh mit Hashimoto und Oka hieher zum Kronprinzen. Er nimmt zwar in nicht unbedenklichem Maße an Gewicht ab. Lokal ist jedoch nichts Besonderes zu entdecken. Man ist daher bei Hofe damit einverstanden, daß ich am 17. abreise.

Treffe hier Schinzingers, Thiels, d'Anethans, Konful Krügers aus Manila. Besonders interessant aber war mir Bauer aus Tientsin, der viel zu erzählen hatte. Sein ganzes Büro ist von Russen, nicht etwa von Chinesen, kurz und klein geschlagen und geplündert worden, und Buchheisters Büro von den Franzosen. Es wird ganz einstimmig zugestanden von den Angehörigen aller europäischen Nationen, daß ihre Soldaten alle um die Wette geplündert haben. Und dabei will man den Chinesen Vorwürfe machen und sie Barbaren schelten!

Tokyo, 15. August 1900.

Anstrengender Tag. Alles fertig gemacht für meine Urlaubsfahrt nach Europa. Hana will, so schwer es ihr auch fällt, erst das nächste Mal mit, wenn wir definitiv nach Deutschland übersiedeln. Dann noch vormittags Audienz beim Kaiser und der Kaiserin. Zwölf Uhr offizielles Abschiedsdiner im Shibapalast vom Kaiserlichen Hausminister.

Am Abend Abschiedessen Marquis Itos für mich. Das betrachte ich als eine besondere Ehre und als Beweis seiner Freundschaft, daß der so überaus beschäftigte Staatsmann Zeit fand, einen Abend für mich zu reservieren. Unterhaltung sehr ungezwungen. Ito erzählte in seiner gewohnten lustigen und ungezwungenen Weise allerlei aus seinem abenteuerlichen Leben. Er sagte, wie er und Inouye zusammen an Bord eines englischen Schiffes sich stahlen, um „Navigation“ zu lernen, und wie man sie dann einfach als Schiffsjungen vor dem Mast behandelte. Wenn sie morgens schlaftrunken in ihren Hängematten lagen, kam ein Steuermann oder Matrose und klopfte ihnen mit einem Tauende unsanft auf den Rücken: „Johnny get up, Johnny get up!“ Dabei machte er die Bewegungen des ungelinkten Menschen unfählich komisch nach, in der Erinnerung hell auflachend. — Welcher Gedanke, daß der Mann, der ohne Zweifel dazu berufen ist, die Geschichte Ostasiens mehr zu beeinflussen als irgendein anderer Sterblicher, daß er einst — vor 36 Jahren — von einem rohen englischen Matrosen geprügelt wurde!

Eine Äußerung Itos war mir besonders interessant. Er fragte mich, auf welchem Wege ich nächstes Jahr nach Japan zurückkehre. Ich erwiderte, daß ich gerne durch Sibirien käme, daß aber offenbar wenig Aussicht dazu sei. Darauf meinte er: „Oh, im nächsten Sommer können Sie ruhig reisen, bis dahin ist alles in Ordnung.“

Stiller Ozean, Empress of China, 20. August 1900.

Die Ernennung Waldersees, die gewiß in Deutschland mit Jubel und als Triumph begrüßt wurde, hat ihre recht bedenkliche Seite. Und wieder gehen wir mit Rußland, anstatt mit Japan, England und Amerika. Während die deutsche Regierung und die deutsche Presse den Anschluß Deutschlands an die russische Politik proklamierte, strömte die russische Presse über von Gift gegen Deutschland! Es ist geradezu schmachvoll, was sich Deutschland alles von Rußland bieten läßt. Schmachvoll!

„Unfere Zukunft liegt auf dem Wasser.“ Ja, aber wenn wir uns mit den Mächten verfeinden, deren Gegenwart auf dem Wasser liegt, so können uns diese „unfere Zukunft“ abschneiden.

An Bord der Empress of China, 180. Grad, am Tag ohne Datum (zwischen 22. und 23. August 1900).

Vorgestern langes Gespräch mit Beatty, dem tapferen Kapitän des Barfleur, der bei Tientsin zwei Schüsse in den Arm erhielt. Auch er hat viel Sympathie für die Chinesen, schämt sich fast unserer Zivilisation im Vergleich zur ihrigen. Er war im Sudan und lernte dort einsehen, daß das Christentum nicht die einzige edle Religion ist. Er bewundert den Mohammedanismus und beurteilt fremde Zivilisation unparteiisch und die Motive der Handlungen ihrer Träger von deren eigenem Standpunkt.

Es ist sicher höchst bemerkenswert, daß ich deutsche, englische und französische Offiziere, die gegen die Chinesen kämpften, mit solcher Sympathie für ihre Gegner sprechen höre.

An vielem sind die fremden Gesandten selbst schuld, die sich fortwährend in der unwürdigsten Weise von den Chinesen behandeln ließen, worüber u. a. nachzulesen ist in Miss Scidmores „The Longlived Empire“, einem im ganzen recht schnippischen Buch, das aber immerhin manche nützliche Informationen enthält.

Die Gesandtschaftsstraße in Peking befindet sich in dem Stadtteil, wo die „Tributäre“, Koreaner, Tibetaner, Liu-Kiu-Leute wohnten. Die Gesandten drängten sich zwanzig Jahre lang nach einer Audienz und ließen sich schließlich in der „Halle der Tributpflichtigen“ empfangen!

Das erste und einzige Mal, daß der Kaiser von China und seine große Stiefmutter, die Tse Hsi An, wirklich einen Europäer als gleich empfangen, war beim Besuch des Prinzen Heinrich. Hier erwiderte sogar der Kaiser den Besuch persönlich.

Für gewöhnlich muß nach allen Nachrichten das Leben der Gefandten in Peking ein kläglich untätiges sein. Kleinliches Geschwätz, Tennisspielen, Reiten, Bälle, Hofklatsch. Von all den vielen Leuten hatte kein einziger eine Ahnung von dem, was kam. Mehrere Gefandte wurden gewarnt. Aber sie lachten über die Schwarzfeher.

Bei den offiziellen Besuchen im Tsungli Yamen, dem Auswärtigen Amt, konnten die Gefandten es nicht durchsetzen, daß sie mit den Würdenträgern des Himmlischen Reiches allein sprachen, sondern es waren allerlei Unterlinge und Diener im Zimmer, die ruhig ihre Pfeife rauchten, sprachen oder sich gar in die Unterhaltung mischten. Und da soll man sich wundern, wenn die Chinesen auf die Europäer herabsehen.

Beatty ist ganz mit mir darin einig, daß die regulären chinesischen Truppen gegen die Europäer Front machten, erst nachdem die Übergabe des Forts von Taku verlangt wurde. Hat doch der englische Gesandte Macdonald selbst in einem Briefe geschrieben: „Wenn Ihr die Forts angreift, so seid Ihr schuld, falls wir ermordet werden.“ Und in der Tat erfolgte der Angriff sowohl auf Seymour als auf die Legationen in Peking erst am 17. nachmittags, nachdem an die Taku-Forts die Aufforderung zur Übergabe am 16., acht Uhr abends, erfolgt war. Dieser Punkt ist überaus wichtig bei der Beurteilung der Handlungsweise der Chinesen. Die Boxer hatten allerlei Angriffe unternommen, aber die Truppen nicht.

Sehr interessant ist, daß die verbündeten Truppen von Tientsin zum Ersatz abmarschierten in der festen Absicht, Peking dem Erdboden gleich zu machen. Das wäre wirklich die Krönung des Gebäudes der Barbarei! Nicht genug, daß alle europäischen Soldaten unschuldige Leute ausgeplündert haben, nein, man wollte eine Million Menschen heimatlos machen, weil nicht etwa sie, sondern die von außen hergekommenen Boxer und die Truppen, unter denen sie selbst genug zu leiden hatten, die Legationen angriffen. O Christentum, o Menschlichkeit! Sie ekelt einen, diese Heuchelei!

*Aus einem Vortrag über Ostasien, gehalten im Urlaub
in Deutschland*

... Wir müssen uns klar darüber werden, daß wir nicht kämpfen gegen die Boxer, nicht gegen die chinesische Armee, nicht gegen den Prinzen Tuan oder gegen die Kaiserinmutter — wir kämpfen gegen etwas viel Furchtbareres, etwas Unpersönliches, Ungreifbares, wir kämpfen gegen eine Idee, von der die Obigen alle nur augenblickliche Erscheinungsformen sind, gegen die Idee einer uralten Kultur, die im zahlreichsten Volk der Welt alle, vom Höchsten bis zum Niedersten, völlig beherrscht. Und wer da glaubt, daß man hier mit Waffengewalt zum Ziele kommt, der gehört zu denen, „die den Leib mögen töten, aber den Geist nicht vermögen zu töten“.

Und wenn wir doch mit Waffengewalt vordrängen, was hülfte es uns? Wir könnten den passiven Widerstand doch nicht bewältigen. Und wenn wir die Kaiserinmutter fingen oder die Dynastie absetzten, was hülfte es uns? Wir täten einem großen Teil der Chinesen einen Gefallen, denen die fremde Mandschudynastie schon lange ein Dorn im Auge ist. Wir hätten den Bürgerkrieg, und keine Regierung, mit der man Frieden schließen könnte.

Und mit noch einer Eventualität müssen wir rechnen. Je länger die Straf- und Streifzüge, je länger die immerhin recht harte Okkupation andauert, um so mehr besteht die Gefahr, daß sich bei den Chinesen ein nationaler, politischer Patriotismus ausbildet, während bisher nur ein kultureller bestand, wie sich bei den Deutschen auch das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit aus den gemeinsamen Kämpfen gegen Napoleon entwickelte.

Nein, wenn wir uns die Wahrheit gestehen wollen, so müssen wir zugeben, daß es nicht in unserer Gewalt liegt, den Chinesen nach Gutdünken Bedingungen zu diktieren, sondern daß es sich darum handelt, wie man sich mit guter Art aus der Affäre zieht, die man mit so viel Lärm und Zuversicht begonnen hat.

Es ist auch schon recht still geworden von der Teilung Chinas, die eine Zeitlang so selbstverständlich schien. Und das ist recht gut, denn diese Teilung wäre doch nicht so glatt abgelaufen, hätte vielmehr wahrscheinlich zu viel gefährlicheren Verwicklungen geführt als der jetzige Kampf mit China.

Der künftige Kampf mit China muß ein friedlicher sein. Einer Kultur kann man nur mit einer Kultur beikommen. Daher ist es das Wesentlichste, daß wir die Kultur der Chinesen, ihre Organisation, ihren Charakter studieren, und dann den Hebel da einsetzen, wo unsere Kultur ihr überlegen ist.

Damit aber das geschehen kann, ist es notwendig, daß der jetzige Krieg bald beendet wird; daß wir sodann prüfen, was an der chinesischen Kultur gut ist; daß wir dieses Gute anerkennen, und dann auf dieses Reis das pflöpfen, was wir Besseres haben:

den Sinn und das Verständnis für ein menschenwürdiges Dasein auch des Niedrigsten, die Garantie für Freiheit des Geistes und der Persönlichkeit;

den Schutz von Leib und Leben und die Sicherheit von Hab und Gut, daß das sauer erworbene Brot nicht mehr von habgierigen Beamten weggenommen werden kann;

gleiches Recht und Gerechtigkeit für arm und reich;

vor allem aber die Werke wirklicher Nächstenliebe, die stets bereit ist für die Armen, Unglücklichen und Leidenden zu sorgen, gleichviel, ob er eine weiße oder eine gelbe Haut hat.

Das ist die wahre Kulturaufgabe, die wir vor uns haben. Möge bei der Erfüllung dieser Aufgabe Deutschland mit in erster Reihe stehen.

Tokyo, 3. September 1901.

Ankunft in Tokyo. Da mein früherer Hausbesitzer, der Industrielle Takashima, meine alte Wohnung selbst benötigt, ziehe ich jetzt nach Azabu in ein Haus von Baron Mitsui mit schönem Garten, das bis jetzt Brinkley bewohnte. Sein neues Haus ist noch nicht ganz fertig. So müssen wir uns zunächst beide darein teilen.

Hana treffe ich blühend an wie immer.

Was mich selbst frappiert, ist, daß mir die Japaner und namentlich die Japanerinnen auf der Straße so klein und fremd vorkommen. Merkwürdig, daß ich jetzt nach fünfundzwanzig Jahren japanischen Lebens wieder so vollkommen europäisiert bin.

Tokyo, 5. September 1901.

Wieder heißer schwüler Tag mit viel Regen. Nachmittags abortives Gewitter, das aber die Luft kaum kühlt.

Aus Deutschland allerlei seltsame Telegramme über angebliche Forderungen des Kaisers. Der chinesische Prinz Tschun solle Ko-tau machen. Doch wurde er schließlich auch ohne das empfangen.

Tokyo, 7. September 1901.

Besuche. Ins Daigaku*. Erklärte den Professoren Fuyama und Miura, daß ich am liebsten überhaupt nicht mehr mit meiner Tätigkeit im Krankenhaus beginnen möchte, da es sich ja doch nur um neun Monate handelt und infolge des Abbrennens des Krankenhauses der Raum sehr beschränkt ist. Sie waren sehr erstaunt über meinen Vorschlag, meinten, das gehe wohl nicht. Aber es wäre in der Tat das Vernünftigste. Wir wollen nach der Rückkehr des Rektors die Sache noch einmal besprechen.

Lerne abends in der deutsch-ostasiatischen Gesellschaft

* Universität

unferen neuen Gefandten, Graf Arco Valley, kennen. Er ist von einer ungemeinen Liebenswürdigkeit. Treffe auch einen neuen Forstprofessor, einen richtigen „Forstknaupen“, plump, derb, in äußerst nachlässiger Kleidung, die fetten großen Hände mit anspruchsvollen Ringen. Dieser Mann bestreitet den Japanern allen feineren Sinn für Natur und Schicklichkeit! Charakteristisch!

Tokyo, 8. September 1901.

Heute früh nach Oiso auf Einladung von Ito. Blieb bis in den späten Nachmittag. Er sieht immer noch rüstig aus, ist aber doch gegen früher gealtert. Nun will er nach Europa und Amerika. Anwesend noch Tsuzuki, Inouyes Schwieger, und der Minister des Innern Kaneko. Wenn Ito von seinen früheren Erlebnissen erzählt, ist er immer interessant.

Hitze noch immer schlimm. Plötzliche heftige Regen wechseln mit Sonnenschein. Die Erde dampft.

Tokyo, 9. September 1901.

Gestern Nachricht von dem Attentat auf Präsident McKinley. Hoffentlich kommt er mit dem Leben davon. Wenn er stirbt, so ist er in vierzig Jahren der dritte Präsident, der dem politischen Mord verfällt.

Tokyo, 15. September 1901.

Frühmorgens noch einmal zu Ito. Diesmal soll ich konstatieren, daß eine Ausspannung durch eine Reise seiner Gesundheit zuträglich sei. Wenn er sich mit dem Trinken in acht nimmt und wenn er ruhig reist, ist dies der Fall. Ob er es aber einhält?

Seine Gegner behaupten, er wolle aus politischen Gründen fort. Es ist jedenfalls auffallend, daß er gerade jetzt fortgeht, wo die von ihm gegründete Partei, die Seyukai, einer Krisis entgegengeht. Mir machte Ito diesmal einen eigentümlichen, etwas unsicheren Eindruck.

Der Kronprinz kommt von Nikko zurück, wo er den

Sommer zugebracht hat. Der Prinz und die Prinzess empfangen mich mit großer Herzlichkeit. Der Prinz sieht gut und gesund aus. Er ist entschieden lebhafter und frischer als früher. Die Prinzess hat etwas sehr Liebes in ihrem Wesen.

Morgen fängt die Arbeit im Daigaku an. Habe mir einen Wagen genommen, muß dafür 60 Yen für den Monat bezahlen. Als ich nach Japan kam, kostete das 15 Yen.

Tokyo, 16. September 1901.

Unruhiger Tag. Zuerst vormittags aufs Kaiserliche Hausministerium zum Großsegelbewahrer Tokudaiji. Dann mich bei Kaiser und Kaiserin eingeschrieben. Dann zur Univerfität, dort gearbeitet. Um zwölf Uhr beim Kronprinzen zum Essen. Außer den engsten Hofbeamten nur General Tamura, der wahrscheinliche künftige Chef des großen Generalstabs. Nach Tisch kam Prinz Arisugawa. Er sieht sehr gut aus. Die Prinzess soll weniger wohl sein. Der Kronprinz raucht bedenklich viel Zigaretten. — Um fünf Uhr zu Graf Kawamura. Diefem fast fiebzijährigen Admiral ist der Sohn des Kronprinzen anvertraut. Welch fonderbare Idee! Ich hatte gehofft, daß die unnatürliche und graufame Sitte, solche kleinen Prinzen den Eltern wegzunehmen und fremden Leuten zu übergeben, endlich aufgegeben wird. Nein! Die arme Kronprinzess mußte ihren Säugling weggeben, was sie viel Tränen kostete. Und jetzt sehen die Eltern ihr Kind alle Monate ein paarmal für kurze Zeit. Alle Gründe, die man mir angibt, sind abfolut nicht stichhaltig. Es seien nur alte Jungfern — die Hofdamen — um die Prinzess, die nichts von Kindern verstehen. Warum dann nicht eine verheiratete beordnen? Außerdem ist ja die Amme, eine Arbeiterfrau aus Tokyo, da, und beftändig ein paar erfahrene Pflegerinnen vom Roten Kreuz, auch ein Leibarzt sieht täglich nach dem jungen Prinzen. Wirklich zu töricht. Warum nimmt man denn hierin nicht wie sonst in fo vielem das deutliche oder englische Herrscherhaus als Muster! Der kleine Prinz Michino-

miya*, gleich der Glänzende, Erlauchte, ist ein lebhaftes und recht hübsches kleines Geckhöpfchen.

Abends bei Graf Inouye zu Tisch mit dem Premierminister Katsura und anderen. Die Leute wundern sich wieder, daß ich fo viel von japanischer Malerei verstehe.

Tokyo, 20. September 1901.

Heute befucht mich Dr. Kraufe, der den Chinafeldzug als freiwilliger Arzt mitgemacht hat. Er berichtet recht Trübes über das Benehmen aller europäischen Truppen einschließ-lich der unferen in China. Leider seien sehr viele der Reserve- und Landwehrsoldaten, die sich meldeten, Abenteuerer und teils zweifelhafte Subjekte gewesen. Kraufe ist schwer deprimiert über die Verwilderung, die der Krieg bei den Menschen an den Tag brachte.

Wetter jetzt allmählich angenehmer. Die Hitze ist gebrochen. Im Krankenhaus unerfreulich. Schmutz, ungenügende Einrichtungen, Überfüllung, weil nach der Zerstörung des zweiten Hospitals durch Feuer alles arg zusammengedrängt wurde. Die Studenten verstehen nur mehr ungenügend Deutsch, fo daß der Unterricht mir nicht mehr die Freude macht wie früher. Am liebsten gäbe ich die Stellung sofort auf.

Tokyo, 27. September 1901.

Die Univerfität will meinen Lebenslauf haben zum Zweck der Beantragung meiner Pension. Damit ist ein wichtiger Wendepunkt meines Lebens eingetreten. Dann werde ich endlich ein freier Mann und kann meinen wissenschaftlichen Studien nachgehen in der Form, die mir behagt, unbeengt in der Zeit.

Tokyo, 28. September 1901.

Graf Kawamura, dem die Erziehung des Sohnes des Kronprinzen anvertraut ist, kommt, um mir seine Ansichten über

* Bild nach Seite 272

diefen Gegenstand zu entwickeln, die recht vernünftig find. Unvernünftig aber ist und bleibt es, daß das Kind der Mutter und ihrem Einfluß völlig entzogen wurde.

Tokyo, 4. Oktober 1901.

Heute wurde ich gerufen, den Kronprinz zu unterfuchen. Seit meiner Abreise nach Europa, also feit mehr als einem Jahr zum ersten Mal. Er hat feit vierzehn Tagen rasch und auffallend an Gewicht abgenommen. Es besteht daher die Gefahr, daß irgendwo ein tuberkulöfer Prozeß latent arbeitet. Das Gesicht ist etwas mager, aber die Brust- und Schultermuskulatur ist die eines Ringkämpfers. — Ich bin in einer etwas peinlichen Lage. Offenbar befehlen sich am Hof des Prinzen zwei Einflüsse. Zu meinem Erltaunen klagen jetzt die Ärzte Hashimoto und Oka über die Eigenwilligkeit und den zu großen Einfluß deselben Prinzen Arisugawa, den sie früher als Hauptstütze für die Geltendmachung vernünftiger moderner Anschauungen in bezug auf das Leben am Hofe bezeichneten. Der Kronprinz hat eine von feiner Meningitis als kleines Kind herrührende krankhafte Unruhe und Mangel an Konzentrationskraft, die jetzt die Form der Reifeluft angenommen hat. Namentlich ist ihm Tokyo zuwider, obwohl es doch natürlich wäre, daß der künftige Kaiser einige Zeit des Jahres in der Hauptstadt zubringt. Und gerade jetzt ist das Klima dafür sehr günstig. Aber der Kronprinz will durchaus nach Hayama, und die Ärzte meinen, wenn man diesen eigenfnnigen Wünschen nachgibt, so verlieren sie künftig allen Einfluß. Prinz Arisugawa ist nun auch für Hayama, wie ich vermute, weil er den auch nach meiner Ansicht allzu starren Bann ärztlicher Kontrolle über den doch einundzwanzigjährigen Prinzen brechen will. Es ist wirklich kein medizinischer Grund vorhanden, warum der Kronprinz nicht nach Hayama gehen soll — es wäre vielleicht nur politisch klüger, er bliebe hier — und ich stehe nun hier zwischen den beiden Parteien.

Tokyo, 5. Oktober 1901.

Der Kronprinz ließ mich heute rufen — dieses Mal allein. Ich wußte wohl, warum. Er wollte mich bewegen, ihn nach Hayama gehen zu lassen. Prinz Arisugawa war da, um ihn zu unterstützen. Wir vereinigten uns dahin, daß nächsten Montag noch einmal, nach vorangegangener Wiegung, eine Konfultation mit Hashimoto und Oka stattfinden soll, wobei dann die Hayama-Tour, wenn möglich, gestattet werden wird. Das Wetter ist seit ein paar Tagen für die Jahreszeit ungewöhnlich heiß und schwül. Etwas Regen, aber wenig Abkühlung.

Tokyo, 28. Oktober 1901.

Vor drei Tagen in Hayama beim Kronprinzen, dessen Gewicht wieder zunimmt. Von da nach Miyanosita. Dort befindet sich gerade der russische Gefandte Iswolski, in dem ich einen an allen anthropologischen und ethnographischen Problemen selten interessierten und erfahrenen Mann kennen lerne.

Heute abend großes Essen beim Gefandten zu Ehren des Admirals Kirckhof von der Hanfa, der mit seinem Stab anwesend ist. Mit meinen Nachbarn, dem Admiral Ito, dem Sieger vom Yalu, und dem Marineminister Yamamoto unterhielt ich mich ausgezeichnet.

Tokyo, 30. Oktober 1901.

Sitzung der Ostasiatischen Gesellschaft. Mir wird in dieser Sitzung die Urkunde als Ehrenmitglied überreicht.

Tokyo, 2. November 1901.

In der Nacht von vorgestern auf gestern hatte ich einen seltsamen Traum über Toku. Ich stand vor einer Weinbergmauer. Plötzlich regte sich etwas in den Weinstöcken und kam näher. Es war Toku als fünfjähriges Kind in hellem japanischem Kleid und einem Hachimaki (Binde) um die Stirne, wie er es damals beim Spielen zu tragen pflegte. Er

war in großer Aufregung und gestikulierte lebhaft. Ich rief ihm zu, was ihm fehle. Er folle doch zu mir kommen. Das Nachherige ist mir unklar. Merkwürdig, daß Hana in derselben Nacht auch von Toki träumte, und zwar, daß er wegen Trauben mit einem andern Knaben Streit hatte.

Tokyo, 22. November 1901.

Heute geben mir meine Kollegen und früheren Schüler zu meinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum in Japan ein großartiges Fest im botanischen Garten, der in seinem glühendsten Herbstschmuck prangte.

Gäste: der Unterrichtsminister, der Rektor der Universität und alle Mitglieder der deutschen Gefandtschaft. Zuerst hielt Professor Ogata eine Ansprache und überreichte mir eine große goldene Medaille mit meinem Bild im Profil, sowie vier mächtige Alben mit 200 Photographien meiner früheren Schüler. Dann hielt Professor Takahashi eine Ansprache, dann der Unterrichtsminister Kikuchi, darauf folgte ich mit meiner Anrede. Die anwesenden Deutschen behaupteten, meine Rede wäre ein Meisterstück. Jedenfalls war sie gut gemeint und enthielt sehr ernste Ratsschläge für die Zukunft. Am meisten betonte ich, daß die Japaner den Geist der Wissenschaft sich aneignen sollen, damit sie selbst produzieren können.

Die Rede lautete:

Exzellenzen, verehrte Gäste, liebe Kollegen!

Empfangen Sie alle meinen herzlichsten Dank für das großartige und schöne Fest, das Sie mir bereitet haben, und das seinen Ausdruck findet in der prächtigen Denkmünze, die zu empfangen ich die Ehre hatte, und in den vier mächtigen Albums, deren Bilder mir auch in späteren Tagen die Züge meiner japanischen Freunde in die Erinnerung rufen werden.

Es ist in der Tat ein seltenes Fest, ja es ist das erste und vielleicht auch das letztemal, daß ein Ausländer in Japan fein

fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Angehöriger ein und derselben Staatsanstalt feiert.

Es ist fozufügen die Feier meiner silbernen Hochzeit mit dem Teikoku Daigaku, mit der großen Abweichung von der Regel, daß statt innigerer Vereinigung bald dauernde Scheidung folgt.

Für die medizinische Fakultät bedeutet das aber zugleich eine Volljährigkeitserklärung. Nachdem dreißig Jahre lang Ausländer an der Medizinischeule tätig waren, werden vom nächsten Jahr an japanische Kräfte das Werk allein weiterführen. Das ist ein ganz naturgemäßer Wunsch, ein ganz naturgemäßer Schritt. Ich selbst war es, der schon vor sechs Jahren darauf aufmerksam machte, daß diese Zeit bald kommen müsse, und ich schlug damals vor, meine Tätigkeit an der Universität zu reduzieren, damit meine japanischen Kollegen Gelegenheit haben, allmählich in meine Stellung einzurücken. Daß sie dazu imstande sind, daran zweifle ich nicht im geringsten . . .

Aber wo Licht ist, da ist auch Schatten, und als wahrer und warmer Freund Japans dürfte ich auch diese Schattenseiten nicht mit Stillschweigen übergehen. Doch ist dazu das heutige frohe Fest nicht der richtige Ort.

Wohl aber möchte ich auf einen Punkt hinweisen, weil mit ihm das Gedeihen und die künftige Blüte der Universität aufs innigste verknüpft ist und weil ich nicht weiß, ob ich wieder Gelegenheit haben werde, vor einer solchen Versammlung zu reden, in der außer den leitenden Männern der Wissenschaft namentlich auch deren künftige Träger, die jetzigen Studenten, so zahlreich vertreten sind.

Mir scheint es nämlich, daß man in Japan vielfach eine falsche Auffassung von dem Entstehen und dem Wesen der westlichen Wissenschaft hat. Man betrachtet sie als eine Maschine, die im Jahr fo und so viel Arbeit liefert und die man ohne weiteres anderswohin transportieren und dort arbeiten lassen kann. Das ist ein Irrtum. Die abendländische wissenschaftliche Welt ist keine Maschine, sondern ein

Organismus, der wie jeder andere Organismus zu feinem Ge-
deihen ein bestimmtes Klima, eine bestimmte Atmosphäre
braucht...

Wie aber die Atmosphäre unseres Planeten das Resultat
endloser Zeiträume ist, so ist auch die geistige Atmosphäre
des Westens das Ergebnis der jahrtausendlangen Arbeit
zahlreicher hervorragender Geister in einer bestimmten, auf
die Ergründung der Natur und der Welträtsel zielenden Rich-
tung. Es war ein mühsamer Weg, und er ist bezeichnet durch
Schweiß, viel Schweiß der Edlen, und auch durch vergossenes
Blut und durch brennende Scheiterhaufen. Es ist die Heer-
straße des Geistes, an deren Anfang die Namen Pythagoras,
Aristoteles, Hippokrates, Archimedes stehen, und deren
neueste Marksteine die Namen Faraday, Darwin, Helmholtz,
Virchow, Pasteur, Roentgen tragen. Es ist der Geist, den der
Europäer überall mit sich trägt, bis ans Ende der Welt...

Auch Sie, meine Herren, haben in den letzten dreißig
Jahren eine stattliche Anzahl von Trägern dieses Geistes in
Ihrer Mitte gehabt. Alle Länder des Westens haben Ihnen
Lehrer geliefert, die voll Begeisterung diesen Geist hier ein-
pflanzen und dem japanischen Volke zu eigen machen
wollten. Man hat ihre Aufgabe vielfach falsch verstanden;
man hat sie als wissenschaftliche Früchteverkäufer behandelt,
während sie doch Gärtner der Wissenschaft sein sollten und
wollten. Man wollte von ihnen nur die „Produkte“ der
heutigen Wissenschaft haben, während sie doch den Samen
säen sollten, aus dem in Japan der Baum der Wissenschaft
sich selbständig entwickeln konnte, der Baum, der richtig ge-
pflegt, immer neue und immer schönere Früchte trägt. Man
begnügte sich, von ihnen die neuesten Ergebnisse zu über-
nehmen, anstatt den Geist zu studieren, der diese neuen Er-
gebnisse liefert.

Die meisten dieser Männer sind würdige Träger des
Forschungsgeistes gewesen, sonst würden sie nicht nach der
Rückkehr in ihre Heimat zu den wissenschaftlichen Stellungen
berufen worden sein, die sie jetzt inne haben, Stellungen, die

ihnen verliehen wurden auf Grund der wissenschaftlichen
Arbeiten, die sie in Japan geleistet hatten. Das beste Buch
über die Nationalökonomie Japans ist geschrieben von Karl
Rathgen, früherem Professor an der Universität zu Tokyo,
das beste Buch über die landwirtschaftlichen Verhältnisse und
den Zustand des Bauernstandes in Japan ist geschrieben von
Max Fesca, früherem Professor an der Universität zu Tokyo.
Das beste Buch über Japan überhaupt ist verfaßt von Rein,
Professor an der Universität in Bonn in Deutschland. Dies ist
nicht etwa nur meine persönliche Ansicht, sondern das Urteil
eines Mannes, dessen Autorität in japanischen Dingen
niemand bestreiten wird, nämlich Sir Ernest Satows, des
früheren englischen Gesandten in China. Aus diesen Büchern
kann der Japaner sehen, wie sich sein Land und seine Lands-
leute in den Augen unparteiischer Beobachter ausnehmen,
aber sie haben fast gar keine Beachtung hierzulande gefunden.

Meine Herren, es ist jetzt in der wirtschaftlichen Welt in
Japan so viel die Rede von der Herbeiführung fremden
Kapitals. Nun, es stand Ihnen ein reichliches geistiges Kapital
aus dem Westen zur Verfügung, aber man hat sich begnügt,
die Zinsen dieses Kapitals zu verzehren, während man Ge-
legenheit hatte, mit dem Kapital selbst Wucher zu treiben.

Es ist hohe Zeit, das Veräumte nachzuholen. Sie werden
bald nur noch wenige fremde Lehrer hier haben. Ich rate
Ihnen, diesen mehr Freiheit und mehr Gelegenheit zur Be-
tätigung zu geben und auch außerhalb ihrer Lehrtätigkeit
Führung mit ihnen zu suchen. Sie werden es nicht bereuen.
Sie werden dann mehr von dem Geist kennen lernen, dem
Geist, den man nicht in den Hörfälen kennen lernt, auch nicht
in denen Europas, sondern nur im Umgang mit den Forschern
selbst. Dann bekommt man einen Einblick in die Werkstätte
des Geistes, aus der das hervorgeht, was in den Hörfälen vor-
getragen wird. Dieser Geist ist nicht leicht zu erlangen, er ist
anspruchsvoll, er verlangt meist die ganze Zeit des Menschen-
lebens...

Meine Herren, Sie dürfen mir glauben, diese Bemerkungen

sind nicht gemacht aus Tadelfucht, sondern aus dem lebhaften Interesse für eine glänzende Zukunft der Univerſität, ſie ſind diktiert von dem innigen Anteil, den ich nehme an dem Wohl und Wehe der Anſtalt, der ich die beſten Jahre meines Lebens gewidmet habe und mit der ich mich ſtets innig verbunden fühlen werde, ob mich auch Meere und Länder von ihr trennen...

Tokyo, 25. November 1901.

Es beſteht hier eine „Montagsgeſellſchaft“, getsuyo kai, beſtehend aus den Damen der Gefanſchaftskreiſe und aus vornehmen japaniſchen Damen. Dort habe ich heute im Hauſe von Marquis Nabeshima einen Vortrag gehalten über die Kleiderreform für Mädchen und Frauen. Für Kinder bis zu zwölf Jahren habe ich einfach die Annahme der europäiſchen Kleidung empfohlen, während die Sache für die Erwachſenen ſchwieriger liegt. — Ich gebe mich aber über die Wirkung keinen Illuſionen hin. Es fehlt den vornehmen japaniſchen Frauen an jeder Initiative. Sie ſagten nachher zu mir: „Ach wie intereſſant!“ Und damit iſt die Sache wohl vorläufig abgetan.

Tokyo, 29. November 1901.

Das Wetter fortgeſetzt prächtig. Es gefällt mir jetzt in meinem neuen Hauſe in Azabu ſehr gut. Hana hat alles aufs beſte eingerichtet. Der Garten läßt nichts zu wünſchen übrig. Er iſt groß und landſchaftlich tadellos. Um das japaniſche und das fremde Hauſe zunächſt ein großer Raſenplatz, eingefaßt von ſchönen gezogenen Kiefern, Azaleen, Akazien, Kirſchbäumen, und nach einer Richtung mit einer hohen Gruppe von Bäumen ſo abgeſchloſſen, daß man glaubt, der mächtige Hain des Hikawatempels bilde eine direkte Fortſetzung und gehöre mit zum Garten. Vom oberen Stock maleriſche Ausſicht über die hier wellige und gartenreiche Stadt, und in der Ferne ein Stückchen Meer.

Tokyo, 14. Dezember 1901.

Fest über Feſt! Nachdem mich nun auch der „Japaniſche Nationalverein für Erziehung“ zum Ehrenmitglied ernannt hat, veranſtaltete Graf Arco eine großangelegte Feier zu meinem 25jährigen Jubiläum als Profeſſor an der Univerſität Tokyo. Zunächſt Eſſen, dann große Rezeption und Gartenfeſt mit 250 Gäſten im Hauſe und 90 Studenten im Garten, Muſik ufw. Glänzendes Wetter.

Tokyo, 1. Januar 1902.

In Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts geſehen. Iſwolski gab mir das Buch. Er „ſchwärmt“ förmlich dafür.

Tokyo, 2. Januar 1902.

Meiſt zu Hauſe. Chamberlains Grundlagen wirklich eines der anregendſten und feſſelndſten Bücher, die ich in letzter Zeit las. Doch läßt ſich der Verfaſſer in feiner Begeiſterung für die alleinige höhere Beſtimmung des Germanentums zu mancher petitio principii und zu vielen Widerſprüchen verleiten.

Tokyo, 8. Januar 1902.

Heute früh beim Erwachen bietet ſich ein zauberhafter Anblick. Überall im Garten zu meinen Füßen und bis zum Meere erſcheint alles wie in einem weißen Blütenmeer glitzernd. Es iſt dies eine Form von Eis auf der gelamten Vegetation, wie ich ſie noch nie ſah. Nicht nur von allen queren Zweigen hängen Millionen gleich langer kleinfingerlanger Eisſäulchen herab, ſondern jedes Blatt, ja jede einzelne Kiefernadel hat ein ſolches Zäpfchen an ſich hängen. Jedes Zweigchen und jeder Zweig iſt in einen Eiszyylinder eingekloſſen, genau als ſtecke es in einer Kriſtallſchale. Und das alles in der Morgenſonne! Wirklich wie im Zauberland!

Tokyo, 30. Januar 1902.

Abends bei mir der französische Forscher Paul Labbé, der für das Musée de l'histoire naturelle in Paris reist und der sich lange Zeit in Zentralasien und auch in Sachalin aufgehalten hat, weiß viel, redet aber noch mehr. Ferner Iswolski und Baron Ritter, der deutsche Militärattaché. Zeigte ihnen die Bilder, die meine Rasseneinteilung der Ostasiaten erleichtern sollen.

Tokyo, 1. Februar 1902.

Regen. Die Straßen Tokyos sind ungeheure Schlammfelder, und das gerade nach der Verbesserung, von der so viel die Rede war und die so viel Geld verschlang. Man brauchte gerade kein Ingenieur zu sein, um zu wissen, daß lehmige, zähe Erde nicht das richtige Material ist, um Straßen fest zu machen, indem man sie mit Kieseln mischt. Das Wasser kann dann nicht mehr so leicht in die Tiefe sickern, die Kiesel werden in die Tiefe gedrängt, die Erde kommt nach oben und bildet mit dem Regenwasser den Schlamm.

Tokyo, 11. Februar 1902.

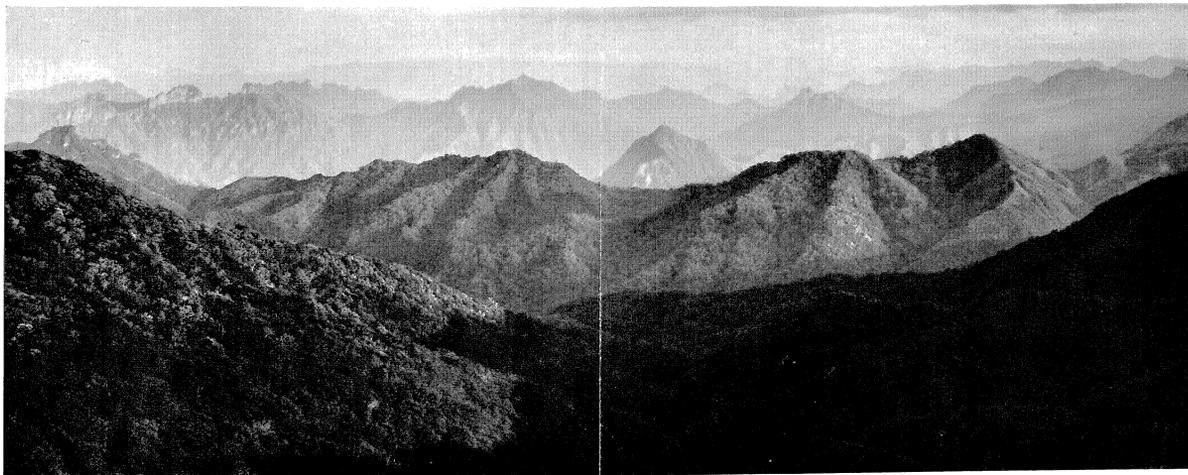
Heute ist japanischer nationaler Festtag, Kinnenai, Jahresfeier, nämlich die Feier des ersten japanischen Kaisers Jimmu tenno vor 2562 Jahren! Es gibt hier zwei Neujahre: unser europäisches Neujahr, das offiziell in die Zeitrechnung eingeführt ist, und dieses Kinnenai, was eigentlich unsinnig ist am heutigen Tage, da theoretisch die heute gültige Jahresrechnung datieren sollte. Für das Fest hat man eben das chinesische Neujahr festgehalten.

Tokyo, 13. Februar 1902.

Ganz Tokyo und vermutlich die ganze Welt steht unter dem Eindruck der Mitteilung, die gestern der Ministerpräsident Katfura im Parlament machte: dem Abschluß einer englisch-japanischen Allianz für den fernen Osten. Die beiden Mächte verpflichten sich, die Integrität Chinas und Koreas



TYPISCHE GEBIRGSBILDER AUS DEM INNERN JAPANS



aufrecht zu erhalten und einander mit Waffen beizustehen, für den Fall, daß eine von ihnen von mehr als einer Macht angegriffen wird. Japan gewinnt dadurch einen großen moralischen Halt. Aber England hat jedenfalls den Hauptvorteil.

Tokyo, 14. Februar 1902.

Die Japaner kennen sich nicht aus vor Glück über ihre neue Allianz. Freilich ist dies ein großer Triumph für sie, daß diejenige Macht, die bisher prinzipiell keine Allianz schloß, mit ihnen, den Angehörigen einer andern Rasse, einen Bund auf der Basis völliger Gleichberechtigung einging.

Die Studenten der Keiogijuku-Schule veranstalteten einen großen Fackelzug und brachten dabei vor der englischen Gesandtschaft ein Hoch aus.

Tokyo, 17. Februar 1902.

Die Allianz beherrscht immer noch alles. Einzelne Stimmen aber fassen die Sache sehr kühl auf. Die große Frage ist: hat Marquis Ito, der auf der Heimreise ist, damit zu tun gehabt oder nicht? Ito war immer Russophile und so ist es kaum wahrscheinlich, daß er die Allianz empfahl.

Tokyo, 21. Februar 1902.

Marquis Ito kommt zurück. Er hat sich in Shanghai sehr verblümt über seinen Anteil an der Allianz ausgesprochen.

Tokyo, 1. März 1902.

Mit Lönholm nach Katsuyama in Boshu gefahren, wo wir mit zwei Japanern eine Petroleumkonzession bearbeiten wollen. Nach einem Erdbeben im September erschien im Brunnen des Fischhändlers Ishii in Katsuyama plötzlich Petroleum. Die Standard Oil Co., die davon hörte, wandte sich an das Bergamt, das aber erklärte, so reines Öl, wie es von dort geschickt sei, komme überhaupt nicht vor. Nun beruht aber die Sache doch auf Richtigkeit. Und auf merk-

würdige Weise komme ich nun zu diesem „Geschäft“. Lönholm fühlt sich mir verpflichtet, will auch nicht das ganze Risiko auf sich nehmen und schlug mir vor, mich zu beteiligen, als ein ihm verbundener Advokat vorschlug, eine Gesellschaft zur Ausbeutung zu gründen. Die Japaner haben freilich den Löwenanteil. Sie sollen 55% des Gewinns bekommen, wir 45%, wobei wir alle Kosten tragen und uns verpflichten, vorläufig 30 000 Yen in die Sache zu stecken.

Tokyo, 6. März 1902.

Der Hof bietet mir einen Kontrakt für fünf Jahre als Leibarzt des Kronprinzen unter sehr günstigen Bedingungen. Ich will mich aber nicht binden.

Tokyo, 22. März 1902.

Wieder eine große politische Überraschung. Frankreich und Rußland erlassen eine Erklärung an alle Mächte, in der sie ihre Gemeinamkeit in allen Fragen betreffs Ostasien betonen. Sie sprechen von etwaigen Plänen einer dritten Macht. Da kann nur Deutschland oder die U.S.A. gemeint sein! Die Japan Times tut, als ob sie diese neue Betonung des französisch-russischen Bundes mit größter Freude begrüße.

Tokyo, 26. März 1902.

In Yokohama in der Ostasiatischen Gesellschaft. Florenz* hält einen interessanten Vortrag über die Blütezeit der japanischen Lyrik, d. h. des achten Jahrhunderts, das Zeitalter, aus dem die „Manyoshu“ stammen. Es ist sonderbar, daß seit dieser Zeit, also seit tausend Jahren, die japanische Poesie nie wieder diese Höhe erreicht hat. Die damalige Blüte ist stark unter chinesischen und buddhistischen Einflüssen zustande gekommen, wobei als nationale Besonderheit nur die Hervorhebung der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an die Herren überhaupt mitzprechen.

* Karl Florenz, Professor der Literatur an der Universität Tokyo

Tokyo, 2. April 1902.

Eröffnung des ersten großen medizinischen Kongresses in Japan im größten Saal Tokyos, in der Musikschule, der voll besetzt ist. Nachdem Taguchi, den man als „Neutralen“ zum Präsidenten gemacht — der wahre Manager ist Kitafato — eine kurze Darstellung über den Gang der medizinischen Entwicklung in Japan gegeben, eröffnet Prinz Komatsu, der Vetter des Kaisers, den Kongreß. Dann sprechen der Ministerpräsident, der Unterrichtsminister usw., bis ich, den man zum Ehrenpräsidenten ernannt hat, mit einer längeren Ansprache folge und darauf noch Baron Ishiguro. Damit schließt die erste allgemeine Sitzung.

Auszug aus der Rede:

Sehr verehrte Versammlung!

Es ist das erste und zugleich das letzte Mal, daß ich die Auszeichnung habe, zu einem großen medizinischen Kongreß in Japan zu sprechen. Es ist das letzte Mal, denn in wenigen Monaten hört meine offizielle Verbindung mit der japanischen Medizin auf, und was ich heute hier zu sagen habe, ist demnach eine Art Testament.

Wenn man auf die Geschichte der neueren Medizin in Japan zurückblickt, so bietet sich überall ein erfreuliches Bild des Fortschritts. Die Zeiten haben sich sehr geändert, seit die Portugiesen vor 300 Jahren am Ibukiyama einen medizinisch-botanischen Garten anlegten, der dann nach ihrer Vertreibung verkam, und seit den Tagen, da die ersten japanischen medizinischen Pioniere unter Entbehrungen und oft unter Gefahren in dem abgelegenen Nagasaki bei der holländischen kleinen Niederlassung Deshima studieren mußten. Heute dagegen sehen wir den Kongreß in der Hauptstadt des neu geeinigten Reiches, eröffnet durch ein erlauchtes Mitglied des Kaiserlichen Hauses selbst. Und während früher die Beamten mit Mißtrauen und Sorge auf das

Eindringen des fremden Geistes blickten, hörten wir heute hier aus dem Munde der höchsten Beamten des Staates, daß sie diesen selben Geist willkommen heißen. Welch eine Genußtuung muß dies sein für die älteren Herren unter Ihnen, die wie Nagayi, Ikeda, Ishiguro, Hashimoto u. a. diesen ganzen großen Umschwung miterlebt und mitgeschaffen haben und denen daher die junge Generation der Ärzte großen Dank schuldet als den Wegweisern auf ihrem Gebiete!

Und während zur Zeit meiner Ankunft nur eine bescheiden eingerichtete Medizinschule in Shitaya in Tokyo bestand, zählen wir jetzt drei mit allen neuesten Erfordernissen der Wissenschaft ausgerüstete medizinische Universitätsfakultäten, neben einer großen Anzahl tüchtiger sekundärer Medizinschulen. Und daß die heutigen Ärzte lebhaftes Interesse für die Fortschritte ihrer Wissenschaft haben, das zeigt die starke Beteiligung am heutigen Kongreß.

Solche größere Versammlungen sind nützlich, sind notwendig, zumal hier in Japan, da sie nicht nur den so wichtigen persönlichen Verkehr der Ärzte unter sich vermitteln, sondern vor allem, da nur auf diese Weise eine rasche und gründliche Diffusion des neuesten Wissens nach allen Teilen des Landes stattfinden kann.

Darum haben aber auch die Veranstalter die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Kongresse ihren wirklichen Zweck erfüllen, indem nur nützliche für den herbeigekommenen Arzt wertvolle Gegenstände zur Besprechung kommen. Theoretische Themata hier zu besprechen, halte ich heute noch für verfrüht, und ebenso die ausführliche Erörterung von Fragen, die ganz in das Gebiet von Spezialisten gehören. Hier ist nicht der Ort zur Diskussion von zweifelhaften Dingen, sondern hier sollen die fertigen Errungenschaften mitgeteilt und auf werdendes Zukünftiges höchstens die Aufmerksamkeit gelenkt werden.

Das wichtigste aber an solchen Kongressen sind nach meiner Auffassung nicht die Vorträge, auch wenn sie von den bedeutendsten Lehrern herrühren, sondern der lebendige Aus-

tausch der verschiedenen Anschauungen und vor allem der Erfahrungen der einzelnen, die naturgemäß immer etwas verschieden ausfallen werden. Ich bitte daher die Herren Veranstalter, diesem Punkte ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und reichlich sogar spezielle Gelegenheiten zu Aussprachen zu schaffen.

Aus diesem Grunde ist auch auf das dringendste zu warnen vor der Zerfplitterung des Kongresses in zu viele Unterabteilungen. Jedem Spezialisten erscheint natürlich seine Spezialität am wichtigsten und er ist geneigt, diese auf Kosten anderer besonders hervorzuheben. Es will mir scheinen, daß schon jetzt eine zu große Neigung in dieser Richtung droht oder besteht.

Aber gerade für den Spezialisten ist es bei seiner stetigen allzu einseitigen Tätigkeit von ganz besonderem Werte, bei derartigen Gelegenheiten den Zusammenhang seines Gebietes mit der Gesamtforschung zu erfahren. Denn im lebendigen Organismus hängen die einzelnen Teile unlöslich miteinander zusammen und manch ein Spezialforscher hat den größten Nutzen oft von einer Seite her erhalten, von der er kaum eine Befruchtung erwartete.

Bei der Frage des Spezialistentums möchte ich auf einen Punkt hinweisen, den ich nicht unerwähnt lassen möchte, da er im allgemeinen Interesse der japanischen Ärzteschaft liegt. Ich will ihn als das Spezialistentum in Arzneien bezeichnen.

Zu meinem größten Erstaunen mußte ich bei meiner Rückkehr aus Deutschland erfahren, daß es eine große Anzahl von Ärzten gibt, die eine Einspritzung gegen Tuberkulose als Spezialität betreiben und daß manche von ihnen sogar ihr Mittel „geheim“ halten. Das mögen rudimentäre Erinnerungen an vergangene Zeiten sein. Aber das ist eines wissenschaftlichen Arztes unwürdig. Wenn diese Dinge in Europa bekannt werden, so fürchte ich, wird das Ansehen der japanischen Ärzteschaft leiden. Man hat dort alle diese Dinge probiert und hat sie als nutzlos befunden. Sogar die einzige auf richtigen Grundlagen basierte spezifische Tuberkulose-

medizin, das Tuberkulin, hat bis jetzt keine sicheren Resultate aufzuweisen, womit ich natürlich nicht sage, daß nicht eines Tages doch ein solches Mittel gefunden wird. Ja, es ist dies nicht nur zu hoffen, sondern bestimmt anzunehmen. Aber vorläufig sind wir noch nicht so weit.

Im vorigen Jahr war ich in Europa und habe viele Kliniken besucht und erkundigte mich dabei natürlich auch nach der Behandlung der Tuberkulose. Dem internationalen Tuberkulosekongreß in London habe ich gleichfalls beigewohnt. Ich fand nun, daß überall heute der Standpunkt gilt, den ich in Japan von jeher auf das nachdrücklichste vertreten habe, wie den meisten unter Ihnen bekannt ist, daß nämlich bei Behandlung der Tuberkulose die Hauptsache ist: 1. Abhaltung aller Schädlichkeit und 2. Kräftigung des Körpers. Damit soll und kann dieser mit den Bazillen selbst fertig werden.

Das eben ist die Hauptsache, die bis jetzt auch hier trotz meiner eifrigsten Bemühungen immer noch zu sehr vernachlässigt wurde: nämlich den Körper von Jugend auf kräftigen. Und ich möchte bei dieser letzten Gelegenheit noch einmal Ihre Aufmerksamkeit auf die große Bedeutung der Präventivmedizin und der physikalischen Therapie hinlenken und auf die außerordentlich wichtige, vielfach unterschätzte oder falsch verstandene Tätigkeit des „Familienarztes“. Seine Aufgabe ist nicht nur die des Krankheitsbehandlers, sondern des Gesundheitsberaters, -erhalters und -förderers, sicherlich eine nicht hoch genug zu bewertende Funktion im Volkskörper. Seine Sache ist es, daß er nicht wartet, bis erst die Krankheit ausbricht, sondern daß er rechtzeitig die schwachen und gefährdeten Stellen erkennt, die Eltern darauf aufmerksam macht und ihnen die richtigen Rat schläge erteilt. Wenn die japanischen Ärzte, anstatt sich mit Arzneibehandlungen zu begnügen, die eigentümliche Brustdeformation, die ich als „Schnürfurche“ bezeichnet habe, rechtzeitig erkannt und ihre Ausbildung verhindert oder sie frühzeitig behandelt hätten, so wären tausende von Tuberkulosefällen in den höheren Ständen verhindert worden.

Und ich wage hier die unmaßgebliche Ansicht auszusprechen, daß eine solche Schule, wie die von Graf Inouye in Azabu hervorragend geleitete, im Kampf gegen Tuberkulose mehr leistet als alle Arzneien zusammen, und zwar deswegen, weil sie die Sache an der Wurzel anpackt, indem sie den Körper stählt, so daß ihm die Bazillen einfach nichts anhaben können.

Aber wie kann der Arzt den gefunden Körper stärken, wenn er diesen nicht studiert hat, sondern nur den kranken? Wenn er selber kein Verständnis für das hat, was den Körper kräftigt, nämlich Übung! Hier liegt ein Fehler des medizinischen Unterrichts in den meisten Ländern, daß nämlich der normale Mensch nicht zuerst gezeigt und erklärt wird. Der Unterricht in der Anatomie beginnt mit den Knochen, der der Physiologie mit dem Blut. Beide Disziplinen gehören eigentlich zusammen, und der Unterricht in ihnen sollte beginnen mit der Demonstration eines lebenden, stark und schön gebauten Menschen, mit der Erläuterung seiner Proportionen und der Veränderungen der Form bei den wichtigsten Bewegungen. Der Student lernt die Lage des toten Muskels, aber wie sich der lebende bewegt, das weiß er gewöhnlich nicht. Er kennt genau den Verlauf des N. facialis oder der Armnerven, aber wenn ich ihm sage: „Innervieren Sie Ihren Facialis oder Ihren Nervus radialis, und führen Sie die entsprechenden Bewegungen aus“, so kommt er in Verlegenheit. — Der Arzt sollte nie vergessen, daß er mit dem lebenden Menschen zu tun hat und nicht mit dem toten, und der medizinische Unterricht sollte weit mehr auf dieser Grundsache aufgebaut werden.

Auch im klinischen Unterricht sollte ein Hauptwert auf den gefunden Körperbau gelegt werden und ein sehr gut gebauter Körperteil ebenso Gegenstand der Demonstration sein wie ein kranker, wie ich auch stets auf die Kenntnis des „gefunden“ Pulses, der normalen Atmung und Temperatur und nicht nur der kranken hinwies. Denn nur so lernt man beide unterscheiden.

Was nun das System des medizinischen Unterrichts betrifft, so ist es ja wohl bekannt, daß ich stets bestrebt war, dessen praktische klinische Seite als besonders wichtig und notwendig für Japan zu betonen, was mir vielfach zum Vorwurf gemacht wurde von denen, die die theoretisch-wissenschaftliche Seite in den Vordergrund stellen.

Aber ich hatte für meinen Standpunkt sehr triftige Gründe. Als ich einst mein Staatsexamen hervorragend bestanden hatte, glaubte auch ich schon ein fertiger und guter Arzt zu sein. Bald aber sah ich ein, daß ich am Krankenbette zunächst häufig weniger wußte und konnte als eine erfahrene Pflegerin! Diese Erfahrung ist es gewesen, die mir die Einseitigkeit des damaligen medizinischen Unterrichtes und die Notwendigkeit mehr praktischer Erfahrung klar machte.

Und hier in Japan erlebte ich nicht anders, als daß mir einer der tüchtigsten Studenten im Examen eine hervorragende Beschreibung eines Abdominaltyphus gab, aber als er den ersten Fall von dieser Krankheit sah, ihn nur mit Mühe erkannte, während die Pflegerin auf den ersten Blick die richtige Diagnose gestellt hatte.

Aber gerade im Hinblick auf die theoretisch wissenschaftliche Medizin wies man mir gegenüber immer wieder auf Deutschland hin, wo sie besonders hochgehalten werde. Nun, man hat in Deutschland eine neue Studien- und Prüfungsordnung eingeführt. Und warum? Weil man einfah, daß man die ärztliche „Wissenschaft“ zu sehr betont und die praktische „Erfahrung“ vernachlässigt hatte. Weniger Theorie, mehr Erfahrung! Das ist der Charakterzug der neuen Studienordnung! Es ist in der Tat eine große Genugtuung für mich, daß der Standpunkt, den ich hier seit mehr als zwanzig Jahren vertrete, jetzt auch in Deutschland zur Geltung kommt und daß die dort herrschenden Reformgedanken schon vor mehr als einem Jahrzehnt in der Vorrede zu meiner Speziellen Pathologie stehen!

Man kann es nicht oft genug wiederholen: die Medizin ist nicht nur eine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Und wozu

studiert denn der Arzt? Um kranke Menschen zu heilen! Der Kranke ruft den Arzt nicht, weil dieser viel studiert hat, und viel weiß, sondern damit er das, was er weiß, zum Nutzen des kranken Menschen anwende. Und diese Anwendung eben ist eine Kunst!

Es könnte vielleicht durch meine vorigen Ausführungen der Eindruck entstehen, als ob ich die wissenschaftliche Seite der Medizin allzu gering achte. Das Gegenteil ist der Fall. Als Beweis brauche ich mich nur auf meine zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu berufen und darauf, daß ich allein während meines Aufenthaltes in Europa im letzten Jahre in deutschen wissenschaftlichen Gesellschaften außer klinischen Fragen nicht weniger als sechs Themata aus der Anatomie und Physiologie erörtert habe. Aber ich muß mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß rein wissenschaftliche Fragen und zweifelhafte Gebiete der Forschung in ein Forschungsinstitut und nicht in den klinischen Unterricht gehören. Es besteht an sich schon bei den jugendlichen Studenten eine allzu große Vorliebe für alles theoretische Wissen. Darin liegt aber eine Gefahr. Und eine solche Neigung muß daher eher bekämpft statt gefördert werden. Man soll daher den ohnehin schon mit Unterricht überladenen Studenten nur das Wesentliche und Nützliche bieten, dieses aber in einer solchen Form, daß es zum selbständigen Nachdenken und Forschen anregt. Darin sehe ich die Kunst eines guten Lehrers.

Was nun den medizinischen Unterricht im allgemeinen an den japanischen Universitäten betrifft, möchte ich noch einen Punkt nicht unerwähnt lassen, der eine gewisse Gefahr für ihn bedeutet: seine Uneinheitlichkeit.

An der Tokyo-Universität hat man das Studienjahr auch in der Medizin in drei Zeitabschnitte eingeteilt, statt wie früher in zwei. In Kyoto hat man dagegen die Zweiteilung wieder aufgenommen. Die Studien- und Ferienzeiten, der Lehrplan und die Examensordnung, alles ist anders. Wenn nun in Fukuoka wieder ein anderes System eingeführt wird, so wird das zu nichts als zu Verwirrung führen. Die Herren,

die die Änderung geschaffen haben, waren in Europa, vor allem in Deutschland, und haben dort in wenigen Jahren zwei und mehr Univerfitäten besucht. Sie konnten dies leicht tun, da dort alle die zwanzig Univerfitäten in genau derselben Weise verwaltet werden und einen gemeinsamen Lehrplan besitzen. Wollen sie ihren Landsleuten in der eigenen Heimat diesen Vorzug nicht gönnen? Der Versuch jeder Fakultät, alles nach eigenem Gutdünken zu bestimmen, trägt eine große Gefahr für die Zukunft in sich. Was notwendig ist, ist ein gemeinsames System für alle Univerfitäten, ein System, das im Mombusho durch eine Kommission aller drei medizinischen Fakultäten ausgearbeitet wird und dem sich jede zu fügen hat.

Da wir uns bei den Fragen des medizinischen Unterrichts befinden, dem ja meine offizielle Tätigkeit in Japan gewidmet war, so lassen Sie mich zum Schluß noch mit einem Blick seine Geschichte in Japan streifen. Gerade hier sieht man so deutlich die besten Seiten des japanischen Charakters: eine große Begeisterung für die neue Idee, eine unermüdliche Ausdauer und Hingebung an ihre Ausbildung, Unerfrockenheit und Unbekümmertheit um alle Entbehrungen und Gefahren. Daher kommt es auch, daß die Medizin zu jenen Fächern zählt, die in Japan den größten Fortschritt zu verzeichnen haben, so daß japanische Namen in allen wissenschaftlichen Zeitschriften Europas wiederkehren, so daß jetzt die medizinische Wissenschaft in Japan keiner fremden Lehrkräfte mehr bedarf.

Damit aber die Medizin in Japan wie bisher weiterhin gedeihe, wie ich es aufrichtig hoffe und wünsche, ist es notwendig, daß alle in ihr wirkenden Kräfte sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen; Arbeit im selben Geist, Arbeit in derselben Richtung. Gemeinsame Arbeit hat uns ja auch heute hier zusammengeführt auf diesem Kongreß. Mögen sich solche Zusammenkünfte recht oft wiederholen und mögen sie fruchtbringend sein für Japan und über Japan hinaus in jeder Beziehung.

Tokyo, 12. April 1902.

Wieder Eis und schönes Wetter. Seit genau vor zweiundvierzig Jahren Ji Kamon no Kami, der allmächtige Minister der Shogune, bei Sakurada mon ermordet wurde, erinnert man sich nicht in Tokyo so später Kälte. Damals lag Schnee, und die beiden merkwürdigen Ereignisse sind in der Erinnerung der Bewohner Tokyos vereint eingegraben. — Abends zurück nach Tokyo.

Tokyo, 18. April 1902.

Freitag ein Uhr Frühstück beim Marineminister Admiral Yamamoto für die Offiziere der in Uraga in Dock liegenden „Hertha“, namentlich für den Kapitän Ingenohl, mit dem zusammen Yamamoto vor sechszwanzig Jahren Seekadett auf der „Vineta“ war. Die Hauptlast der Unterhaltung hatte ich zu tragen, da sich Yamamoto immer an mich wandte. Es war mir gute Gelegenheit, ihn wieder für Deutschland einzunehmen, nachdem er sich durch die Art, wie man ihn lange hatte beiseite liegen lassen, beleidigt fühlte.

Tokyo, 2. Mai 1902.

Heute gibt Graf Arco ein Nachmittagsfest im Klub in Yokohama zu Ehren des amerikanischen Admirals Evans. Er ist ein wie Fechter hart aussehender Mann mit glattem Gesicht, breitem starkem Kiefer, gekniffenem Mund, dabei aber lebenswürdig.

Mir gefällt dieses furchtbare Pouffieren der Amerikaner nicht. Es grenzt manchmal fast an Kriecherei.

Tokyo, 16. Mai 1902.

Es regnet, regnet, regnet. Man fürchtet für die Gersten- und Tee-Ernte, und auch die Seidenzucht dürfte sehr leiden. Dabei sollen hundertfünfzig Millionen Yen für neue Kriegsschiffe ausgegeben werden im Laufe der nächsten sechs Jahre! — Jetzt kommt der Pferdefuß der englisch-japani-

schen Allianz zum Vorschein. Zahlen, heißt es, zahlen! Aber woher das Geld nehmen?

Tokyo, 1. Juni 1902.

Abends den armen Feldmarschall Saigo besucht, der an Magenkrebs leidet und in letzter Zeit sehr heruntergekommen ist. Er kehrte heute von seinem Gute zurück, so schwach, daß man fürchtete, er sterbe in der Bahn.

Tokyo, 2. Juni 1902.

Friede in Südafrika! Heute bei meiner Ankunft in Yokohama fand ich zu meinem Erstaunen das Fremdenviertel beflaggt. Es war ein Telegramm eingetroffen: „Der Friede ist in Pretoria unterzeichnet.“ — So ist dieser für England verhängnisvolle Krieg endlich vorbei. Die Buren haben ohne Zweifel so günstige Bedingungen erhalten, als sie irgend erwarten konnten!

Abends wieder bei Saigo, dem es nicht gut geht. Er hat beständig schwarzes Erbrechen.

Tokyo, 6. Juni 1902.

Heute sind 26 Jahre seit meiner Ankunft in Japan verflossen! Fast mein halbes Leben habe ich hier zugebracht und ich brauche es nicht zu bereuen. Es gab ja manchen Ärger, aber alles in allem kann ich mit meinem Schicksal sehr zufrieden sein.

Tokyo, 10. Juni 1902.

Heute habe ich meine sechsundzwanzigjährige Lehrtätigkeit an der Universität Tokyo beendet. Es traf sich so, daß ich gerade am 10. Juni vor genau 26 Jahren meine Antrittsvorlesung hielt.

Tokyo, 22. Juni 1902.

Heute wohne ich in der katholischen Kirche in Tsukiji der Investitur des Bischofs Mugabure bei, zu der er mich als „un de mes meilleurs amis“ selbst eingeladen hatte.

Tokyo, 3. Juli 1902.

Abends gibt die Universität im Saal des botanischen Gartens ein Abschiedessen für Janfon, Rieß und mich, da wir alle drei zusammen von der Universität auscheiden. Die ganze Art und Weise dabei aber ist wenig befriedigend. Der Rektor sprach Japanisch, ohne daß seine Rede übersetzt wurde. Ich selber antwortete in unserem Namen Deutsch, und auch meine Rede wurde nicht übersetzt, obwohl der Rektor sie nicht verstand.

Alles in allem muß man sagen, daß die Universität ihre fremden Professoren nicht gebührend behandelt.

Tokyo, 4. Juli 1902.

War beim französischen Gesandten Dubail, bat ihn um Empfehlungsschreiben für Tonkin. Er will an den Generalgouverneur schreiben und für gute Aufnahme sorgen. Er war wie immer sehr liebenswürdig, überhaupt ein reizender Mensch.

Tokyo, 10. Juli 1902.

Abends Abschiedessen für Rieß, Janfon und mich beim Unterrichtsminister Baron Kikuchi. Man hat den Eindruck einer Abfütterung. Er bringt einen kurzen Spruch auf uns aus, erwähnt aber nicht einmal uns einzeln, sagt kein Wort, was jeder von uns für Japan geleistet hat usw.

Tokyo, 11. Juli 1902.

Heute ist in Gegenwart des Kaisers der Jahreschluß der Universität mit Diplomverteilung. Dabei werden die auscheidenden Professoren dem Kaiser nicht einmal vorgestellt. Für mich ist dies vollkommen bedeutungslos. Aber für Rieß und Janfon fühle ich mich selbst mitgetroffen. Beide haben sich wirklich redlich Mühe gegeben und haben ihre unbestreitbaren Verdienste um das neue Japan. Da ist eine solche unpersönliche Behandlungsweise nicht am Platze. Sie ist für sie

deprimierend und ihrer selbst und auch Japans unwürdig. Die ganze Art und Weise, wie der Abgang der deutschen Professoren von den japanischen Behörden „abgefertigt“ wurde, hat in mir eine starke Verstimmung hervorgerufen. Ich werde dem Präsidenten einen ungeschminkten Brief darüber schreiben.